

55. Jahrgang

4-2022

€ 5,00

MEDUSAS
ROTTER FADEN

AMOS

erscheint aus guten Gründen seit 1968 im Ruhrgebiet



Inhalt

Kolumnen

- 3** Hermann Schulz
**Freundinnen und Freunde,
rätselhafte Zusammenhänge**
- 4** Hans Hubbertz
**Das verdrängte Ausmaß der
laufenden Hungerkrise**

SCHWERPUNKT: Medusas Roter Faden

- 5** Kati Ide
FINTA – Begriffsklärung
- 6** Karin Derichs-Kunstmann
Die Arbeit der Näherinnen
und das kollektive Gedächtnis Recklinghausens
- 8** Sarah Radon
Die Frauen links und rechts von mir
- 10** Alice J. Wocher
**Ihr Leben in der Warteschleife und
Gedanken zu Einweckgläsern**
- 11** Rebekka Scheler
**Emanzipation durch Strippen – oder:
Sisters before Mistrs**
- 12** Isabel Sophie
Woanders
- 14** Sarah Landis
Mein Weg in die Selbstständigkeit als Französin
im Ruhrgebiet mitten in der Corona-Krise
- 15** Kati Ide
Über Monster, Medusen und Hexen
So light me up, light me up
- 16** Ilma Silva-Uddin
**Bildungschancen und Förderung
der Afro-Brasilianerinnen**
- 18** Ingrid Farzin
**„Atomkrieg – noch nie war er uns so nah
wie heute“**
- 19** Irmgard Merkt
Frau und Musik
- 20** Raphaela Gilles
consentire

Menschenorte 54

- 21** Laron Janus
Queeres Jugendforum Herne

1wurf

- 22** S.G.
**Frauen, Leben, Freiheit:
Darum geht es gerade im Iran**

Palästina

- 23** Sieglinde Weinbrenner – 12.11.2022
Christliches Engagement in Palästina
am Beispiel des Auguste Victoria Hospitals
des Lutherischen Weltbundes in Jerusalem

Impressum ...	Seite 18
Abo-Bestellschein ...	Seite 20
Lesetipps ... und weiteres ...	Seiten 5, 9, 13, 14, 17, 20
Anzeige Peter Hammer Verlag ...	Seite 24

Editorial

Liebe Leser*innen,

mit diesem Heft wollen wir den Belangen von FINTA*Personen (Frauen, Inter, nicht-binäre Personen, Trans- und Agenderpersonen) einen besonderen Fokus widmen. Zum einen, weil wir uns selbst (auch als Betroffene) mit den Themen auseinandersetzen. Zum anderen gab es einen praktischen Grund:

Bei einer AMOS-Spinnrunde fällt auf, dass der Anteil der anwesenden Cis-Männer in der Regel größer ist als der anderer Personen. Dadurch sind die diskutierten Perspektiven automatisch kein Abbild der in der Gesellschaft vorhandenen Diversität. Themen werden wie ein blinder Fleck übersehen. Und ein Raum voll vornehmlich weiß, männlicher Personen (meist noch mit akademisch talentiertem Mundwerk) kann einen einschüchternden Eindruck machen. Deshalb war uns für dieses Heft das Konzept eines „safer space“ wichtig. Alle Spinnrunden und Redaktions Sitzungen waren ausschließlich für FINTA*Personen geblockt, um sicherzustellen, dass auch Themen zur Sprache kommen konnten, die sonst nicht aufkommen.

Mit unseren Texten haben wir uns um möglichst unterschiedliche Themenaspekte bemüht. Der rote Faden, der eigentlich der Ariadne zugesprochen wird, fehlt also ein wenig im Heft, doch am Ende kam die Idee von einer anderen mythologischen Figur: Medusa. Alle Texte beleuchten unterschiedliche Aspekte der patriarchalen Gesellschaft, in der wir versuchen uns zurechtzufinden. Das beleuchtet auch das Titelbild von Alice Wocher (mit Inspiration von Pinterest). Leider sind wir, das müssen wir auch selbstkritisch beleuchten, noch viel zu binär und cis-lastig. Auch konnten wir nicht alle Textsparten mit FINTA*Autor*innen besetzen. Beides wird für das nächste Vorhaben mit ähnlichem Textschwerpunkt in Zukunft nochmal ins Auge gefasst.

Wir hoffen, dass ihr Freude beim Lesen habt und noch vielmehr hoffen wir, dadurch altbekannte Personen und neue Gesichter dazu inspiriert zu haben, sich mit ihren Belangen beim AMOS einzubringen, um zukünftig eine größere Diversität herzustellen!

Als Heftverantwortliche obliegt uns mit dem letzten Heft des Jahres auch die Aufgabe, den Leser*innen Lust auf mehr zu machen, indem wir einen Ausblick auf die mögliche Themenauswahl für das Jahr 2023 eröffnen: **Städtefragen | Kinder | Glück | Medien | Weltanschauungs-Vielfalt**

Wie immer sind solche Ideen nicht in Stein gemeißelt. Vorschläge und Menschen, die eine Heftverantwortung übernehmen wollen, sind willkommen!

Wir laden dazu ein, Mitglied im AMOS e.V. zu werden. Im Jahresbeitrag (36 €) ist der Bezug der Zeitschrift enthalten. Alles weitere auf amos-zeitschrift.de.

Alle, die noch ein Last-Minute-Geschenk für Weihnachten brauchen, finden in dem Heft einen Auftrag für ein Geschenk-Abo, das selbstverständlich auch bei anderen Gelegenheiten verschenkt werden kann.

Wir wünschen euch ein erholsames Weihnachtsfest!



Wir sind Ihre Bank.

Als kirchliche Selbsthilfeeinrichtung bieten wir Institutionen aus Kirche und Diakonie aber auch Privatkunden das gesamte Produktspektrum einer modernen Bank an. Seit über 90 Jahren.

Wir beraten Sie gern.



Bank für Kirche und Diakonie eG - KD-Bank
www.KD-Bank.de ■ Fon 0231 58444-0 ■ Info@KD-Bank.de

Hermann Schulz

Freundinnen und Freunde, rätselhafte Zusammenhänge

In einem Ort namens Repelen, den außer mir und ein paar Leuten am linken Niederrhein vermutlich niemand kennt, wurde die neue Stadtbibliothek eröffnet. Stadtbibliothek ist nicht übertrieben, denn Repelen gehört neuerdings zu Moers. Der Leiter Volker Kuinke schlug vor, ich möge an einem Abend aus dem Roman „Sonnenebel“ lesen. Das machte ich umso lieber, als der Roman gerade in einer neuen preiswerten Ausgabe erschienen war. Kuinke erinnerte sich an meine Lesung aus dem Buch im Jahr 2000, da war die erste Ausgabe gerade erschienen. Jetzt schreiben wir den 21. September 2022!

Was mich anrührte, war der Standort der neuen Bibliothek: genau gegenüber jenem Ort, wo früher das Haus meiner Mutter stand und wo ich einige Jugendjahre gelebt hatte.



Die Anwesenheit vieler früherer Schulkameraden weckte eine Menge Erinnerungen: Schulspeisungen, darunter eine wenig beliebte Suppe, die wir „Heuschreckensuppe“ nannten und die ich heimlich an unsere Hühner verfütterte, ein Lehrer, der eine Menge Schokolade im eigenen Keller bunkerte und sie nicht an die Schüler verteilte, Schläge mit dem Stock auf die Finger – und wehe, man zog die Hand zurück, dann wurde die Strafe verdoppelt!

Dann das Publikum, das nach und nach eintraf: Zunächst einige Schulkameradinnen (in fast alle war ich, ohne dass sie es erfuhren, verliebt!). Einen Ehrenplatz bekamen Herbert Schmitz und seine Frau Elke. Herbert war der früheste Kontakt noch vor der Einschulung; dann Schulfreund Gerd Althoff, Sohn eines Steigers. Plötzlich stand vor mir ein mir unbekanntes Gesicht: Der junge Mann stellte sich als Sohn von Otto Lange vor, meinem Taubenzüchterfreund aus frühen 50er Jahren, der in meinem Roman eine Hauptrolle spielt.

Ich hatte Otto als Kostgänger in unser Haus geschmuggelt und konnte an seiner Leidenschaft für Brieftauben teilhaben. Mein Buch endet mit seiner (vergeblichen) Reise nach Frankreich, um seine Geliebte wiederzusehen. Ich stieg im Nachthemd in den Beiwagen seines Motorrads, um ihn von der Reise abzuhalten, denn ich wusste, dass er keinen Führerschein hatte. Man würde ihn kaum über die Grenze lassen!



Vergeblich! Vor Moers hielt er sein Motorrad an, drückte mir ein Bündel Geldscheine in die Hand mit dem Auftrag, das Geld meiner Mutter als Miete zu geben. Das Bündel Scheine hatte ich damals in meiner Wut und Enttäuschung einfach weggeschmissen.

Otto fuhr davon. Und ich hatte noch ein Abenteuer auf dem Rückweg zu bestehen, als die Polizei auftauchte, missstrauisch einen Jungen im Nachthemd im Rapsfeld ausmachte, und die taubstumme Schwester des Schusters von Repelen vergeblich versuchte, die Polizisten von der Verfolgung abzuhalten.

Dann stand aus dem Publikum Doris Kleinbongard vor mir, aus dem abgelegenen Ort Kohlenhuck, deren Familiengeschichte Stoff für einen dramatischen Roman abgeben würde. Dass sie an meiner Lesung teilnahm, stimmte mich glücklich. Doris gehört weitläufig zu meiner Familie. In einem Roman, den ich noch nicht abgeschlossen habe und der den Titel „Angekommen!“ erhalten soll, habe ich die unglaubliche Geschichte dieser Familie auf einigen Seiten dargestellt. Vielleicht greife ich den Stoff eines Tages auf, um ihn ausführlicher niederzuschreiben.

Beim Schreiben dieses Artikels für AMOS blätterte ich zwischendurch in meinem Erzählband „Wie ein Edelweiß den Weltkrieg überlebte“. Was mir bei der flüchtigen Zusammenstellung von Geschichten nicht aufgefallen war, und was sicher für das meiste literarische Schreiben gilt, ist nicht der starke Einfluss der Fantasie, sondern die Wucht des geheimen eigenen Erlebens. Sie bahnt sich, oft ohne dass es dem Autor beim Schreiben bewusst ist, seine Wege in die Texte und wird irgendwann zum Schlüssel des Verstehens der eigenen Persönlichkeit! Mich selbst und meine Jugendjahre habe ich beim Wiederlesen des Romans „Sonnenebel“ neu verstanden. Das löst nicht immer Glücksgefühle aus, denn es zeigt auch eigene Untiefen und problematische Seiten, die offensichtlich bei jedem Menschen vorhanden sind.

Hermann Schulz, ehem. Verleger, heute Autor, lebt in Wuppertal. Das Taschenbuch „Wie ein Edelweiß ...“ kann beim Autor für 12,00 € per Mail bezogen werden (schulz-hermann@t-online.de)

Hans Hubbertz

Das verdrängte Ausmaß der laufenden Hungerkrise

Nach einer Phase, in der von erfolgreichen Interventionen gegen den weltweiten Hunger berichtet wurde, zeigen sich aktuell vor allem im Gefolge der Corona-Pandemie massive Verschlechterungen, die in der westlichen Hemisphäre kaum für Aufregung sorgten. Im Vorfeld des diesjährigen Welthungertages veranstaltete das Handelsblatt am 12.10.2022 eine öffentliche Tagung zur Welternährung (vgl. <https://tinyurl.com/4a2n8pz9>). Zur Sprache kam das niederschmetternde Ausmaß der weltweiten Lage. Neben den mehr als zwei Milliarden Menschen, die weltweit mit Mangelernährung kämpfen, litten im Jahr 2021 ca. 828 Mio. Menschen permanent an Hunger. Bereits vor dem Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine. Im Dezember 2021 alarmierte das UN-Welternährungsprogramm die Öffentlichkeit wegen der größten humanitären Krise seit dem Zweiten Weltkrieg: 276 Mio. Menschen waren durch Klimawandel, regionale Kriege und die Pandemie in akute lebensbedrohende Bedrängnis geraten, berichtete Martin Frick, Deutschlandchef des UN-Welternährungsprogramms (WFP) auf der Handelsblatttagung. Nach dem Bericht der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation FAO für das Jahr 2021 stieg die Zahl der unterernährten Menschen fünfmal stärker an als beim höchsten Anstieg der Unterernährung über die letzten beiden Dekaden (vgl. *Abb. https://tinyurl.com/33tc22rz*, S. 68).

Die Folgewirkungen des Überfalls Russlands auf die Ukraine führen nun dazu, dass sich eine weitere Verschlimmerung abzeichnet und 345 Mio. Menschen akut vom Hungertod bedroht sind, wenn „Weizen als Waffe“ eingesetzt wird. Auch die weiteren Perspektiven sind düster. Im Gefolge dieses Krieges und daran gekoppelter Nahrungsmittelspekulation werden sich im kommenden Jahr Nahrungsmittelimporte und Düngemittelimporte so stark verteuern, dass einige Länder, die bereits jetzt schon unter eklatanten Hungerkrisen leiden, in noch enormere Schwierigkeiten gebracht werden, wie Francisco Mari von Brot für die Welt auf der Handelsblatt-Tagung schilderte.

Die Verschärfung der Hungerkrise durch die Pandemie trifft vor allem Frauen, wie die FAO zeigt, nicht nur in Afrika, sondern auch in Lateinamerika sowie in der Karibik (vgl. *FAO, 2021, S. 22f.*). Seit einer Weile wurden Frauen durch die UN als verlässliche Zielgruppe von Hilfsmaßnahmen ausgemacht: Ihnen wird, statt fernsehbildträchtig Reissäcke von Lastwagen an hungrige Menschenmengen zu verteilen, direkt Geld für Lebensmittel auf ihr Handy überwiesen. Mit diesem Geld können sie auf lokalen Märkten Waren einkaufen, um ihre Familien zu versorgen, wie aktuell im bürgerkriegsgebeutelten Äthiopien.

Kein Mangel auf der Angebotsseite

Zumeist verdrängt wird in der Debatte um die Welternährungskrise, dass es auf dem Weltmarkt gar keine Mengen- oder Produktionskrise gibt. Denn solange 58 Prozent des Weizengesamtverbrauchs laut Bundeswirtschaftsministerium

in Deutschland als Tierfutter in der Fleischproduktion eingesetzt werden, herrscht offensichtlich auf der Angebotsseite keinerlei Mangel (vgl. <https://tinyurl.com/585eay5>).

Die weltweite Hungerkrise bleibt vielmehr vor allem eine Verteilungskrise. So leisten sich weiterhin die wohlhabenden Länder, einen großen Teil an Lebensmitteln wegzuworfen. Dazu schreibt der WWF: „Laut der WWF-Studie ‚Das große Wegschmeißen‘ landen über 18 Millionen Tonnen an Lebensmitteln pro Jahr in Deutschland in der Tonne. Dies entspricht fast einem Drittel des aktuellen Nahrungsmittelverbrauchs von 54,5 Millionen Tonnen. Der überwiegende Teil dieser Lebensmittelabfälle wäre bereits heute vermeidbar – insgesamt fast 10 Millionen Tonnen.“ (vgl. <https://tinyurl.com/zw64wf88>)

Der hiesige Einsatz von Lebensmitteln in Form von Bio-Ethanol-Zusätzen im Benzin zeugt zudem von der fortgesetzten Ignoranz der Gutversorgten. Super und Super Plus enthalten bis zu 5% Bio-Ethanol und Super E10 bis zu 10%. Dies wird noch in völlig anderen Dimensionen in den USA überboten, wo sogar mehr als die Hälfte des angebauten Weizens zur Ethanol-Herstellung für Treibstoff verheizt wird.

EU-Agrarlobby im protected mode

Die globale Bekämpfung des Hungers bleibt ein Nebenschauplatz für die reichen Länder, die mit vollem Tank auf „Schnitzeljagd“ gehen. Wird zudem mit EU-Agrarhilfe subventioniertes Billigfleisch weiterhin in arme Länder des globalen Südens exportiert, hat dieses nach wie vor die bekannten zerstörerischen Folgen für dortige lokale Märkte. Auf EU-Ebene hat die Agrarlobby zuletzt wieder ganze Arbeit geleistet: bis 2027 gehen 387 Milliarden Euro an europäische Bauern. Diese Summe stellt trotz des geringen Anteils von lediglich 1,5 % an der jährlichen Wirtschaftsleistung den dicksten Subventionstopf im Gesamthaushalt der EU dar.

Auf der Veranstaltung des Handelsblatts schlug Francisco Mari vor, die vorhandenen Weizenkapazitäten der EU den spekulativen Verknappungen aktiv entgegenzusetzen, um die damit verbundene künstliche Preissteigerung einzudämmen.

Was tun?

Für alle, die auf der Suche nach Geldquellen zur Finanzierung der UN-Mittel für die Bekämpfung der weltweiten Hungerkrise sind, hat Oxfam einen schnittigen Vorschlag: Der Profit, den die fossilen Energiekonzerne innerhalb von weniger als 18 Tagen einnehmen, kann den gesamten von der UN veranschlagten Bedarf an humanitärer Hilfe in diesem Jahr decken (vgl. <https://tinyurl.com/dvbhytdm>) – mit 49 Mrd. Dollar ... da geht doch was...!

Dr. Hans Hubbertz, Pfarramt für gesellschaftliche Verantwortung in den Ev. Kirchenkreisen Gladbeck-Boitrop-Dorsten und Recklinghausen

Kati Ide

FINTA – Begriffsklärung

Der Begriff FINTA wird vielen bereits aufgefallen sein. Da er hier im Heft auch immer wieder genannt wird und für die Vorbereitung des Heftes von Relevanz war, ist er hier noch einmal zu klären:

FINTA ist eine Abkürzung verschiedener Geschlechtszugehörigkeiten: Frauen, Inter, Nonbinäre, Trans und A-Gender-Personen. Häufig wird dies verwendet, um zu beschreiben, wer zu einer Veranstaltung eingeladen ist bzw. um einen safer space zu ermöglichen. Es geht hierbei vor allem um die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht. Manchmal sieht man auch die Variante FLINTA, das zusätzliche L steht für Lesben. Dies haben wir hier nicht verwendet, da es für uns darum ging, welchem Geschlecht sich eine Person zugehörig fühlt, nicht zu welchem/welchen sie sich hingezogen fühlt.

Frau –

Eins der beiden binären Geschlechter.

Intergender –

Menschen, deren Geschlechtsidentität sich zwischen den binären Geschlechtern, also zwischen männlich und weiblich befindet.

Nichtbinäres Gender –

Als nichtbinär oder nonbinary bezeichnen sich Menschen, die sich nicht (oder nicht zu 100%) als Mann oder Frau identifizieren, sondern z.B. als beides gleichzeitig, zwischen männlich und weiblich oder als weder männlich noch weiblich.

Trans Gender –

Transgender ist ein Überbegriff für alle Menschen, die sich nicht mit dem Geschlecht identifizieren, dem sie bei der Geburt zugewiesen wurden. Transgender Menschen können sich als männlich oder weiblich, aber auch außerhalb des binären Geschlechtersystems identifizieren, also z.B. als nichtbinär, agender oder genderfluid. Die Geschlechtsidentität von genderfluiden Personen ändert sich mit Zeit und Situation.

Agender –

Keinem Geschlecht zugehörig oder geschlechtsneutral (auch: genderless).

Safer space –

werden spezielle (physische) Räume genannt. In diesen Räumen geht es darum sich auszutauschen, (Erfahrungen) zu teilen, sich zu treffen. Wichtig an diesen Räumen ist, dass sie versuchen sicherer zu sein. Sicherer, weil nichts 100% sicher ist, es aber Bemühungen gibt Diskriminierungen bewusst abzubauen. Das passiert auch dadurch, dass diese Räume von und für Betroffene geschaffen werden. So gibt es z.B. queere Safer Spaces, Safer Spaces für Schwarze Menschen, Safer Spaces für Menschen mit Behinderung(en) usw.

Kati Ide, (Sie/ihr), evangelische Theolog:in, liest gerne queer.

Lesetipps dazu

Meg-John Barker & Jules Scheele

Gender. A Graphic Guide

Icon books 2020

In Form eines illustrierten Sachbuchs behandeln die Autor:innen nicht nur das Thema Gender und dessen Bedeutsamkeit für unser Leben, sondern stellen auch ausschnitthaft die historische Entwicklung dazu, wie Gender wahrgenommen und verhandelt wird, dar. Trotz der Komplexität des Themas und der englischen Sprache dient es als leicht verständlicher und gut recherchierter Einstieg in die Thematik. Am Ende des Buches finden interessierte Leser:innen eine Liste von Vorschlägen für die vertiefende Lektüre.

JJ Bola

Sei kein Mann. Warum Männlichkeit ein Albtraum für Jungs ist.

Hanserblau 2022

In der Balance zwischen persönlichen Anekdoten und empirischen Daten ergründet der Autor die Auswirkungen des Patriarchats für Jungen und Männer. Dabei erklärt er gesellschaftliche Dynamiken leicht verständlich und eröffnet Perspektiven für Männlichkeit, jenseits von Vorstellungen, die auf Dominanz und Unterdrückung anderer ausgerichtet sind.

Inga Blumendell & Yvonne Hissle

Feministiken. Die Wahrheit über Gleichberechtigung

Dtv 2022

Durch 11 Kategorien aus dem alltäglichen Leben – wie z.B. Beziehung & Vereinbarkeit, Politik & Macht, Bildung & Forschung, Gewalt & Verbrechen und Geld & Arbeit – tragen die Autorinnen statistische Werte aus Deutschland zum Unterschied zwischen Männern und Frauen zusammen. Sie beschränken sich über die meisten Teile des Buches auf diese beiden Geschlechter, da Daten zu anderen Geschlechtern nicht vorliegen. Die Daten werden durch Grafiken und Bilder untermalt, so dass das Buch nicht nur mit Zahlen erschlägt. Eine Einleitung in jeden Themenbereich erläutert, welche Folgen die Unterschiede haben und dass es z.B. nicht egal ist, dass kaum Frauen in der Informatikbranche arbeiten. Denn das kann dazu führen, dass eine App auf den Markt kommt, die damit wirbt, alle menschlichen Körperfunktionen tracken zu können, aber über keine Funktion zur Beobachtung des Menstruationszyklus besitzt. Oder dass Fahrradsättel für Männer konstruiert sind und so bei Frauen zu Verletzungen führen können. Ein gutes Buch, um nachzuvollziehen, dass Männer und Frauen eben noch nicht gleichberechtigt sind und um einige überraschende Zahlen zu entdecken.

Kati Ide

Lesetipp

The Book of Queer Prophets – 24 Writers on Sexuality and Religion.

Curated by Ruth Hunt, William Collins, 2020, 245 S.

ISBN: 978-0-00-836005-4 (hardback) | 978-0-00-836006-1 (paperback)

Für alle, die queere Stimmen verschiedenster Ausprägungen zu ihrer Religiosität lesen wollen. Es wird gehofft, gerungen und herausgefordert. Das Buch ist in fünf Abschnitte aufgeteilt: Visions – Lamentations – Revelations – Vocations – Prayers. In jedem Teil sind je fünf Aufsätze (bzw. vier in den letzten beiden Abschnitten) queerer Prophet*innen zu lesen. Zu jeder schreibenden Person gibt es am Anfang eine kurze Information, in welchem Bereich sie unterwegs ist. Die meisten Autor*innen schreiben aus einer christlichen Perspektive, doch auch muslimische und jüdische Stimmen sind vertreten.

Thematisiert werden Brüche und Neuanfänge durch und mit Glauben, Verluste und Verletzungen werden betrauert, Weisheit an Jüngere weitergegeben und gebetet. Insgesamt bietet das Buch einen Zugang zu authentischen Perspektiven, die im mainstream nicht in dieser Diversität, Offenheit und Brüchigkeit zu finden sind.

Rebekka Scheler



Karin Derichs-Kunstmann

Die Arbeit der Näherinnen und das kollektive Gedächtnis Recklinghausens⁽¹⁾

Seit wir uns mit dem Leben und Arbeiten der Frauen in der Bekleidungsindustrie in Recklinghausen beschäftigen, fallen zwei Widersprüche auf: In der Geschichtsschreibung zur Stadt Recklinghausen spielt die Bekleidungsindustrie so gut wie keine Rolle. Im Gegensatz dazu bekommen wir in vielen Gesprächen mit Recklinghäuser*innen den Hinweis darauf, dass die Mutter, die Tante oder die Großmutter in einer der Firmen gearbeitet habe oder dass es Mitschülerinnen gab, die dort eine Lehre gemacht haben. Nicht wenige Frauen berichten auch davon, dass sie selber einen Teil ihres Berufslebens als Näherinnen oder Plätterinnen tätig waren.

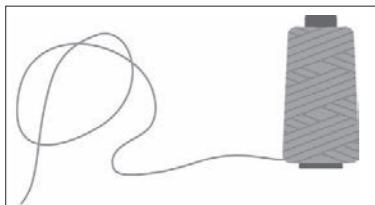
Auf der Suche nach der Diskrepanz zwischen den Erfahrungen der Recklinghäuser*innen und der tradierten Geschichtsschreibung haben wir nach Erklärungen gesucht. In den Anfängen der Frauenforschung vor fast 40 Jahren hätten wir vielleicht einfach konstatiert, das erkläre sich durch die Ignoranz der männlichen Geschichtswissenschaft gegenüber der Geschichte von Frauen. Da ist sicher z.T. etwas Wahres dran, aber so einfach wollten wir es uns nicht machen.

Einen Ansatz lieferte die Historikerin Astrid Erll mit ihrem Werk „Kulturelles Gedächtnis und Erinnerungskulturen“. Sie hat mehrere Gründe herausgearbeitet, die die Erinnerbarkeit historischer Ereignisse verhindern bzw. erschweren. Diese lassen sich u.E. auf unseren Forschungsgegenstand übertragen.

1. „Kein eindrückliches visuelles Eikon“
2. Kein „klar genug konturiertes“ historisches Ereignis
3. „Mangel an narrativem Potenzial“ (keine wohlgeformte Geschichte)
4. „Geringer Grad an Erzählbarkeit bzw. Nachrichtenwert“
5. Keine aus dem historischen Geschehen ableitbaren Normen oder Lehren
6. „Mangel an (...) Quellen“ in Archiven (Erll 2021, S. 44).

Bewegen wir uns offenen Auges durch unsere Region, so begegnen uns allenthalben Symbole („Eikons“ in Sinne Erlls) des Bergbaus. Im visuellen Gedächtnis ist die Schwerindustrie vielfach präsent, u.a. sind die restaurierten Fördertürme weithin sichtbar oder es gibt kleinere Exemplare davon, die in Haushalten der Dekoration dienen. Die Bergarbeiterkultur wird gepflegt, z.B. in Geschichtswerkstätten, Bergarbeiterchören u.v.m.

Wir wollen die Bedeutung dieser Erinnerungskultur nicht herabsetzen, sie allerdings ein wenig ergänzen.



Evtl. taugt die Garnrolle als ein **Symbol** für die „Nähindustrie“.

Mit den „klar konturierten“ historischen Ereignissen tun wir uns schon etwas schwerer. Allerdings wird deren Bedeutung vielfach erst im Nachhinein sichtbar. So ist es beispielsweise 75 Jahre her, dass die Ansiedlung von Betrieben der Bekleidungsindustrie in Recklinghausen Fahrt aufnahm. Zwar hatte sie ihren Beginn in den späten 1930er Jahren, war jedoch erst ab Ende der 1940er Jahre breiter vertreten.

Und auch der Abbau der Bekleidungsfabriken lässt sich nicht so sehr einem klar konturierten Ereignis zuordnen. Die strukturellen Veränderungen in der Textil- und Bekleidungsindustrie in Deutschland seit Ende der 1950er Jahre waren eher ein schleichender Prozess, der sich in verschiedenen Phasen über Jahrzehnte erstreckte.

Mehr als 30 Jahre lang waren diese Bekleidungsfabriken wichtige Arbeitgeber für tausende von Mädchen und Frauen in Recklinghausen. Der daraufhin erfolgte Abbau von Ausbildungs- und Arbeitsplätzen hatte vor allem für die dort beschäftigten Frauen existenzielle Folgen, aber einen „geringen Grad an Erzählbarkeit bzw. Nachrichtenwert“. Dazu kommt, dass es unter den Frauen in den Betrieben eine beträchtliche Fluktuation gab, weil sie nach der Geburt der Kinder oft den Beruf aufgaben oder auf Wunsch ihres Mannes aufgeben mussten. Wenn diese Fluktuation zum Arbeitsplatzabbau genutzt wurde, blieb das lange unentdeckt.

Das hat wahrscheinlich auch damit zu tun, dass es sich um kleine bzw. mittelgroße Unternehmen handelte, die in ihren Hochphasen allenfalls mehrere 100 Arbeitsplätze anboten. Im Laufe des Niedergangs dieser Bekleidungsfabriken kam es erst zu einer Verlagerung der Produktion in Billiglohnländer, so dass nur noch ein kleiner Teil der Mitarbeiter*innen in Recklinghausen verblieb. Als deren Arbeitsplätze verschwanden, hatte das kaum noch „Nachrichtenwert“.

Wir wollen mit der Ausstellung und dem Katalog deutlich machen, dass es durchaus „narratives Potential“ gibt, dass die Lebens- und Arbeitsgeschichten der dort beschäftigten Frauen, ebenso wie die Geschichten zu den Bekleidungsfirmen als Erzählungen in das kollektive Gedächtnis der Stadt Recklinghausen eingeschrieben werden müssen.



Astrid Erll hatte auch festgestellt, dass zum Vergessen auch beiträgt, wenn es „keine aus dem historischen Geschehen ableitbaren Normen oder Lehren“ gibt. Beim ersten Überlegen tut man sich schwer damit, dieses Kriterium auf unseren Untersuchungsgegenstand anzuwenden. Vielleicht eher im Umkehrschluss: Es darf nicht wieder passieren, dass ein so wichtiger Teil der lokalen Geschichte in Vergessenheit gerät.

Schon in den Anfängen der „oral history“-Bewegung wurde festgestellt, dass wesentliche Teile der Alltagsgeschichte weder in der offiziellen Geschichtsschreibung noch in den Archiven vorhanden sind. Daher wundert es nicht, dass sich zu unserem Thema kaum Archivalien finden lassen. Mit den Materialien und Dokumenten, die uns glücklicherweise von den Zeitzeuginnen für unsere Ausstellung überlassen wurden, wollen wir Abhilfe leisten. Sie haben sich damit einverstanden erklärt, ihre Fotos, Zeugnisse, Materialien und Dokumente dem Vestischen Archiv zu überlassen.

Im Mittelpunkt unserer Ausstellung stehen die in den Bekleidungsfirmen arbeitenden Frauen. Uns ist in der Beschäftigung mit den Biografien dieser Frauen so vieles über das Leben von Frauen in den vergangenen Jahrzehnten in Deutschland klar geworden. Viele der von uns befragten Frauen waren Angehörige der gleichen Generation wie wir. Uns ist deutlich geworden, wie wenig Respekt und Anerkennung gegenüber ihrer Lebensleistung diesen Frauen zuteil geworden ist.



Vieles in den Gesprächen mit Schnittmusterzeichnerinnen, Herrenwäschennäherinnen und Plätterinnen hat uns berührt und beeindruckt. Der Durchhaltewillen und die Zielstrebigkeit dieser Frauen haben bei uns höchsten Respekt hervorgerufen. Sie sind Frauen, die in der bisherigen Frauenforschung kaum einen Platz gefunden haben und die auch in der Geschichte der Stadt Recklinghausen bisher nicht angemessen gewürdigt worden sind.

Interessant waren für uns z.B. die Berichte der interviewten Frauen zum Zustandekommen ihrer Berufsentscheidungen. Insbesondere in einer Region, die von der männlichen Erwerbsarbeit in der Schwerindustrie geprägt war, gab es für Mädchen – vor allem aus Arbeiterhaushalten – nur wenige Möglichkeiten, einen Beruf zu erlernen. Die Wünsche der Frauen gingen vielfach weit über das hinaus, was ihnen in

der Realität offenstand. Im Alltag wurden die Entscheidungen recht unspektakulär getroffen. Hinweise von Familienmitgliedern, Nachbarinnen und Nachbarn oder bereits bestehende Arbeitsverhältnisse von Angehörigen bildeten die Grundlage. Aber auch die relativ gute Bezahlung in den Bekleidungsfabriken unterstützten die Entscheidungen.

Die meisten in der Bekleidungsindustrie z.B. als Näherinnen oder Plätterinnen in der Produktion arbeitenden Frauen waren Arbeiterinnen. Heute wissen wir gar nicht mehr, wie wichtig die Unterschiede zwischen Arbeiterinnen und Angestellten in den Betrieben, aber auch in ihrer sozialen Umgebung und Absicherung waren. Wie viele subtile Unterscheidungen gemacht wurden, die den jeweiligen Status der Beschäftigten unterstrichen, z.B. durch die in den unterschiedlichen Funktionen innerhalb des Betriebes vorgeschriebene Kleidung. Wer weiß heute noch, dass es unterschiedliche Krankenversicherungen und Rentenversicherungen gab?

Auch das Thema Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist immer wieder in den Gesprächen angeklungen. Nicht selten kam die Äußerung: „Als mein Kind geboren wurde, sagte mein Mann, jetzt brauchst Du nicht mehr zu arbeiten.“ Da es in den 1950er und 1960er Jahren noch weit weniger Betreuungsmöglichkeiten für Kleinkinder gab als in der heutigen Zeit, blieb vielen der Frauen gar nichts anderes übrig.

Aber auch das BGB (Bürgerliches Gesetzbuch) verpflichtete die Ehefrau im § 1356⁽²⁾ dazu, „das gemeinsame Hauswesen zu leiten“. Viele Frauen berichteten auch davon, dass sie die Unterstützung der Großmütter in Anspruch nahmen, da die junge Familie auf ihr Einkommen aus der Arbeit angewiesen war. Auch nach dem Ausscheiden aus der Fabrik haben nicht wenige der Frauen ihre nähtechnischen Kenntnisse als willkommene Möglichkeit genutzt, um für sich und andere die notwendige Kleidung herzustellen oder zumindest auszubessern und zu reparieren.

Je mehr wir uns mit den Herrenwäschennäherinnen beschäftigt haben, desto mehr wuchs unser Respekt vor ihnen, ihrer zupackenden Art, ihr Leben zu meistern, ihrer Lebensklugheit und Energie. Wir erhielten Einblick darin, wie sie mit den eher traditionell vorgegebenen Frauenbiografien umgingen und ihren Weg fanden. All dieses motivierte uns, ihre verborgene Geschichte zum Leben zu erwecken und für Andere sichtbar zu machen.

In Sinne der am Anfang von Astrid Erll zitierten Kriterien versuchen wir mit dieser Veröffentlichung einen Beitrag zur Erinnerungskultur der Stadt Recklinghausen zu leisten.

⁽¹⁾ Aus: Arbeitskreis Recklinghäuser Frauengeschichte (Hrsg.). Von Schnittmustern, Nähmaschinen und Plätteisen. Frauen in der Bekleidungsindustrie in Recklinghausen. Blätter zur Vestischen Frauengeschichte Bd. 4, Recklinghausen 2022, S. 106-112

⁽²⁾ Die 1957 erfolgte Reform dieses Paragraphen durch das ‚Gesetz über die Gleichberechtigung von Mann und Frau‘ änderte daran nicht viel. Frauen durften nur dann außerhäuslich erwerbstätig sein, „soweit dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar“ war.

Sarah Radon

Die Frauen links und rechts von mir

„Glück auf, Glück auf, der Steiger kommt
Und er hat sein helles Licht bei der Nacht
Und er hat sein helles Licht bei der Nacht
Schon angezünd't, schon angezünd't“

Mit diesen Zeilen beginnt eine Art historische Regionalhymne mit Gänsehautfaktor, deren Inhalt wohl nahezu jedes Kind zwischen Duisburg und Hamm kennt. Das Steigerlied ist ein Stück Geschichte einer Region, die wie keine zweite in Deutschland geprägt ist von ihrer industriellen Entwicklung und von ihren Bodenschätzen. Hier, wo im 19. und 20. Jahrhundert Montan-, Eisen- und Stahlindustrie ihre Erfolgsgeschichten schrieben, ist die Landschaft auch heute noch von dichter Industrie geprägt. Herbert Grönemeyer besingt 1984 den „Pulsschlag aus Stahl“, welcher seine Heimatstadt Bochum, gelegen im Herzen des Kohlreviers, ausmacht und rückt Ambivalenzen zwischen Zeche, Fabrik und Natur ins Zentrum seines Songtextes.

Industriecharme kann keine Region so schön und charakteristisch wie das Ruhrgebiet mit seinen Bergwerken, Hütten und Zechen. Die viele Arbeit und die ausgebaute Infrastruktur lockten unzählige Personen hier in den Westen und legten den Grundstein dafür, dass diese Region zum größten Ballungsraum Deutschlands wurde. Heute kommen hier Menschen aus aller Herren Länder der Welt zusammen, leben und arbeiten dicht an dicht miteinander. Den grauen Industrielandschaften mit ihren vereinzelt grünen Oasen wurde auf diese Weise Vielfalt eingehaucht, die die einstige Kohleregion in ein farbenfrohes Gewand aus Internationalität hüllt, sodass sich das heutige Ruhrgebiet als modernes, buntes gesellschafts-strukturelles *Potpourri* aus Pluralität zusammenfügt.

Vielleicht fragen Sie sich, was ein Artikel zur Industrielandschaft des Ruhrgebietes in einer Frauenausgabe des *AMOS* zu suchen hat und ertappen sich nun selbst dabei, bei einem Bericht eben hierüber, wie von selbst von einer männlichen Arbeitswelt auszugehen. Das ist weder verwunderlich noch verwerflich, weil es eine Tatsache ist, dass weite Teile der industriellen Arbeitswelt von Männern geprägt waren und es bis heute sind. Dennoch stehen an unzähligen Fließbändern und Fertigungsmaschinen Frauen, welche maßgeblich an verschiedensten industriellen Herstellungsprozessen beteiligt sind. Sie sitzen nicht ausschließlich als Sekretärinnen in den Büros unterschiedlicher Betriebe, sondern sind als Fabrikarbeiterinnen ebenso ganz direkt in die Fertigung mannigfaltiger Güter eingebunden. Sie stehen an Drehbänken, packen in Lagerhallen Bestellungen, übernehmen die Qualitätsprüfung der hergestellten Waren oder bauen industriell gefertigte Einzelteile zu verkaufsfertigen Produkten zusammen.

Mit Anfang 20 war ich eine von ihnen, habe mir in der Industrie mein Studium finanziert und beeindruckende Persönlichkeiten kennenlernen dürfen. Von meinen Erfahrungen in unterschiedlichen industriellen Betrieben möchte ich ebenso berichten, wie von herausragenden Frauen, die in einer männ-

lich dominierten Arbeitswelt Tag für Tag ihren Mann stehen und größten Respekt verdienen.

Wer schon einmal vor Schichtbeginn beispielsweise das Autobahnkreuz Herne zu passieren hatte, weiß wie pulsierend und überfüllt die Metropole Ruhr jeden Arbeitstag beginnt. Blecherne Autoschlängen bahnen sich den schier endlos wirkenden Weg, um pünktlich um 5:45 Uhr zum Schichtwechsel den Arbeitsplatz zu erreichen. Den typischen Blaumann übergezogen und mit Sicherheitsschuhen an den Füßen betreten Arbeiterinnen und Arbeiter die Firmenhallen des Ruhrgebiets. Ich selbst konnte damals erst einen Tag später als ursprünglich geplant meine Arbeit antreten, da für mich extra Stahlkappenschuhe in Größe 36 besorgt werden mussten. Größe 46 ist ohne Weiteres auf Lager, aber so kleine Arbeitsschuhe sind eine Seltenheit, die stellvertretend für zahlreiche andere Bereiche plastisch aufzeigt, wie männlich die Alltagsstrukturen der Industrielandschaft geprägt sind.

Pünktlich um 6 Uhr läutet das mehr oder weniger schrille Klingeln in den Fabriken den neuen Arbeitstag ein. Ich schnappe mir einen Hubwagen, um die erste GiBo (Gitterbox) mit vorgefertigten Alufelgen aus der Gießerei zu holen und an der Alupresse bereitzustellen. Wenn es um Akkordarbeit geht, ist eine optimale Vorbereitung des Arbeitsplatzes die halbe Miete. Wenn alle notwendigen Materialien zusammengetragen sind und bereitstehen, kann ich vor der Presse Platz nehmen und meine Schutzbrille überziehen. Sie bewahrt mich vor unangenehm eiternden Alusplittern im Auge, die beim regelmäßigen Reinigen der Alupresse mit der Druckluftpistole in die Luft gejagt werden, sodass ich über ihre optische Fragwürdigkeit gern hinwegsehe. Alles ist so vorbereitet, dass ich links die zu bearbeitenden Alurohlinge in greifbarer Nähe habe und rechts von mir eine zweite GiBo steht, in welche ich die fertigen Teile stapeln kann, ohne meinen Arbeitsplatz verlassen zu müssen. Ich nehme die Maschine in Betrieb, lege das erste Werkstück ein und lasse die Presse durch eine Tastenkombination heruntertauchen, um das überschüssige Material, welches beim Herstellungsprozess stets an den Felgen bleibt, abzuknippen. Ich mache diese Arbeit nun schon einige Zeit und nach fünf Werkstücken habe ich auch heute den notwendigen Rhythmus, um in möglichst kurzer Zeit so viele Teile wie möglich zu bearbeiten. Eingespielte Arbeitsprozesse und Handlungsabläufe erzeugen einen rhythmischen Arbeitstakt, der mich nun die kommenden acht Stunden begleiten und am Ende des Tages das Erreichen des Akkordes zur Folge haben wird.

Mir schräg gegenüber sitzt eine Kollegin an der Maschine zum Kugellager fetten. Sie macht diese Arbeit schon seit Jahren, hat ihren Rhythmus längst verinnerlicht, hat ihn vielleicht gar mit dem eigenen Herzschlag synchronisiert und ist in jedem Handgriff routiniert, fast eins mit der Maschine. Sie kann mit Fug und Recht behaupten, dass es niemandem sonst so ohne Weiteres gelingen würde, ihren Akkord zu meistern. Ab und zu, wenn in der Gießerei die Teile nicht rechtzeitig

nachproduziert werden, helfe ich ihr und lausche gespannt ihrer Lebensgeschichte, während sie den Takt der Maschine auch nicht nur den Bruchteil einer Sekunde ins Stocken geraten lässt.

Sie kam vor vielen Jahren aus Osteuropa nach Deutschland, um zu arbeiten. Im Ruhrgebiet fand sie schnell Arbeit, ist geblieben und hat ihren Lebensmittelpunkt hierhin verlagert. Sie hat Kinder, die bereits erwachsen sind und einen Mann, der aus gesundheitlichen Gründen bereits in Frührente gehen musste. Sie arbeitet weiter, um das Einkommen der gesamten Familie aufzustocken. Während ihr Ehemann und sie in bescheidenen Verhältnissen leben, soll es den erwachsenen Kindern einmal besser gehen. Deswegen greift sie ihnen mit ihrem hart verdienten Gehalt weiter unter die Arme, damit sie die Ausbildung machen können, die sie an den Arbeitsplatz bringt, den sie sich für ihre Zukunft wünschen. Jeden Tag sitzt sie stundenlang direkt vor dem großen Rolltor der Warenannahme und erträgt die Hitze des Sommers ebenso stoisch wie den eiskalten Wind der Wintermonate, der durch die Halle fegt, sobald sich das Tor öffnet. Ich bewundere sie als Kollegin, als Frau und als Mutter. Ihre bedingungslose Aufopferung für Firma wie Familie, ihre Loyalität, Präzision und der Perfektionismus, mit welchem sie jeden Handgriff wieder und wieder durchführt, imponieren mir und prägen mich in meiner Auffassung von ordentlicher Arbeit nachhaltig.

In einem anderen Unternehmen trete ich einen Job als Werksstudentin an einem Fließband an. Ich arbeite mit unterschiedlichen Frauen gemeinsam am großen Fließband, wo Bremspedale für eine namhafte Automarke montiert werden. Auch hier wiederum beeindruckende Persönlichkeiten, die es verstehen, ihr Band am Laufen zu halten. Ein vorbereiteter Arbeitsplatz und optimierte Handlungsabläufe sichern das Erreichen des Akkords, sofern das Fließband stetig läuft und nicht in Störung gerät. Sie alle sind Expertinnen für ihr Band, wissen um Macken wie Marotten und können die meisten Störungen binnen Sekunden orten und beheben. Nur selten muss ein Bandleiter, allesamt Männer im Übrigen, helfend zur Hand gehen, um das störrische Band erneut in Bewegung zu setzen.

Alle Kolleginnen, mit denen ich dort zusammentreffe, arbeiten gewissenhaft und zügig. Manch eine etwas zu obsessiv und ehrgeizig, denke ich, als mir eine große Plastikbox hinterhergeworfen wird, weil ich nicht joggend ums Band renne, um die Sensorpaletten am anderen Ende aufzufüllen ohne dass die Maschine ins Stoppen gerät. Der Schichtleiter passiert unseren Arbeitsplatz, grinst mich durch die Maschine an und kann sich einmal mehr seine kindische und sexistische Andeutung nicht verkneifen, als ich Bremspedale stecke. Zur Erklärung: Ein Bremspedal wird gesteckt, indem man einen straffen Gummiüberzug über ein längliches Plastikteil zieht, ähnlich dem Überziehen eines Kondoms über einen erigierten Penis. Was tagtäglich zur Erheiterung der männlichen Kollegen führt, ringt uns Mädels nur ein verwundertes Schmunzeln und Kopfschütteln ab, weil wir nicht fassen können, dass dieser Witz niemals ausgelutscht zu sein scheint.

Der Großteil des Arbeitstages dreht sich um den Akkord. Wie ein Viehtreiber mit Peitsche sitzt er einem stets und ständig im Nacken. Wenn das Band läuft, ist es zu schaffen und

wenn die ersten Stunden problemlos durchgestanden sind und er uns einmal mehr sicher ist, entspannen sich die Minen und es bleibt Raum für Gespräche. So berichtet die Frau links neben mir von ihrer schweren Krebserkrankung und die Kollegin rechts von mir erzählt vom großen Glück Großmutter geworden zu sein, während das Band unentwegt weiterläuft, ich in der Mitte stehe und weiter Bremspedale stecke, bis die Klingel zum Feierabend für uns alle läutet.

Sarah Radon, sie/ihr, Jahrgang 85, aus der schönsten Kleinstadt des Ruhrgebiets

Lesetipps zu Palästina

Jeder Tag in Berichten, Bildern, Kommentaren ...
www.palaestina-portal.eu

Kairos Palästina Solidaritätsnetz Deutschland
Das System der Apartheid in Israel. Ein dringender Aufruf an die Kirchen in aller Welt, Gerechtigkeit zu üben
Dokumente und viele Stimmen – vor der ÖRK-VV 2022
Christoph.Rinneberg@t-online.de – 30 S. – 2 € + Versandkosten

Arn Strohmeier
Falsche Loyalitäten.
Israel, der Holocaust und die deutsche Erinnerungspolitik
Wien 2022, www.verlag-promedia.de, 180 S.

bei <https://shop.aphorisma.eu/collections/verlagsbestand/>:

Isaac Munther
Die andere Seite der Mauer
Eine palästinensische Erzählung von Klage und Hoffnung
Jürgen Schulz (Hrsg.)
Hören auf Menschen in Israel & Palästina

Rainer Zimmer-Winkel (Hrsg.)
We choose abundant life – Wir wählen das Leben in Fülle
Christen im Nahen Osten auf dem Weg zu erneuerten theologischen, sozialen und politischen Entscheidungen
Im Herbst 2021 veröffentlichte in Beirut die Gruppe „We choose abundant life“ – zu der u.a. die auch in Deutschland bekannten Persönlichkeiten Asaad Elias Kattan und Mitri Raheb gehören – einen Text, der aufgrund von 100 kurzen Befundbeschreibungen zu einem umfassenden Prozess des kontextuellen Denkens und Handelns von Christinnen und Christen im Nahen Osten auffordert – und somit zu einem Richtungswechsel der Kirchen. Soeben in Deutsch erschienen für 6,50 €. (uh)

Siehe dazu auch aus einer Rezension von Hilde Naurath:
Positionspapier christlicher Intellektueller im Nahen Osten. Prophetische Stimme für einen Paradigmenwechsel
„Die Lage im Nahen Osten ist, milde gesagt, komplex, die Nachwehen des Arabischen Frühlings, politische Destabilisierungen, der demografische Wandel und wirtschaftlicher Niedergang stellen die Menschen vor existenzielle Herausforderungen. In dieser Gemengelage veröffentlichte eine ökumenisch zusammengesetzte Expertengruppe 2021 ein seitdem breit diskutiertes Positionspapier: „Wir wählen das Leben in Fülle“ ... Hochkarätige christliche Wissenschaftler und Geistliche aus dem Libanon, aus Jordanien und Palästina analysieren die Situation in den Ursprungsregionen des Christentums und sprechen sich davon ausgehend für nichts weniger als einen Paradigmenwechsel aus: weg von einer Opferhaltung, eine spendenabhängige Minderheit zu sein, hin zu einem selbstbewussten Zeugnis, als Christen einen wertvollen Beitrag zum Gemeinwohl leisten zu können.
Dafür allerdings muss in den Kirchen der Geist der Synodalität wiederbelebt werden. Die Kirchen müssen ihren theologischen und kirchlichen Diskurs erneuern, um vom Volk Gottes überhaupt noch verstanden zu werden. Dazu gehört die Beteiligung der Frauen in allen Bereichen. Das kritische Denken und der Ehrgeiz für Entwicklung der Jugend muss einbezogen werden. Das Papier ruft Christen auf, „eine prophetische Stimme“ zu sein und sich für „Freiheit, Gerechtigkeit, Menschenrechte, das Recht auf Selbstbestimmung, Demokratie und einen regelmäßigen friedlichen Machtwechsel“ einzusetzen ...“ (u.a. auf www.amos-zeit-schrift.de)

Alice J. Wocher

Ihr Leben in der Warteschleife

Jeden Morgen steht sie auf mit dem einen Gedanken: irgendwo sein, außer hier. Mit schlaflosen, tränenden Augen schaut sie in die Neonleuchte, die über ihrem Ikea-Küchentisch hängt, in der Ikea-Einbauküche, in der Ikea-Wohnung, in dem Ikea-Haus, mit den Ikea-Nachbarn. Landlust, Ausgabe 3, Winteredition, allesamt. Die Illusion von zartschmelzender Schokolade an einem kalten Winterabend am Kamin festhalten. Die Alkoholsucht des Ehemannes ignorieren, die Selbstzerstörung der Tochter in heißer Schokolade-mit-Marshmallows ertränken. An einem Kamin, in dem Holzscheite fröhlich knistern, und man vergessen kann, dass der Kamin gar kein Kamin ist, sondern nur ein Plastikreplikat, mit elektrischem Feuer. Und elektrischem Knistern. Von Ikea.

Warten.

Auf den einen Augenblick, der das Leben lebenswert macht. Der diesen Adrenalinausbruch erzeugt, für den Sportler ihr Leben riskieren. Müsste doch eigentlich immer so sein im Leben. Halt so, wie es im Fernsehen dargestellt wird. Die immerwährende Liebe, dieses Feuer in der Seele. Wo das Feuer ein richtiges Feuer ist und bleibt, so eine Oxidationsreaktion mit Flammerscheinung. Kein elektrisches Feuer, das eigentlich kalt und unnatürlich ist. Wie das von Ikea. Die Illusion vom Feuer, von Geborgenheit, von Macht, Lust, Leben. Vergessen, dass der Mensch nicht gemacht ist für ein Leben zwischen Ikea-Möbeln, in einem Ikea-Haus, mit Ikea-Nachbarn, in einem Ikea-Katalog. Der Katalog zeigt eine Familie

Gedanken zu Einweckgläsern

„Ihr Leben in der Warteschleife“ ist aus einer Beobachtung entstanden. Eine meiner Lieblingsbeschäftigungen ist es, mir die Auslagen von Zeitschriften anzuschauen. Nach einer Weile fällt auf, wie sehr die Themen der Magazine mit dem momentanen Weltgeschehen in Wechselbeziehung stehen. Natürlich, wird jetzt jede:r sagen, das ist doch die Aufgabe von Journalist:innen. Das stimmt, aber während sich auf der einen Seite Magazine hochaktuell, brisant und politisch top notch präsentieren, stehen dem auf der anderen Seite Magazine gegenüber, die sich genau in die entgegengesetzte Richtung bewegen.

Trump ist Präsident! – Neueste Strickmuster für Ihre Liebsten, für den kuscheligsten Herbst.

Klimaziele werden nicht erreicht, sagt die COP – „Im Kerzenschein ist der Tisch gedeckt. Zum heiligen Fest gibt es eine Nougatcreme“.

Nichts gegen kuschelige Herbstpullover (ich bin nur neidisch, weil ich nicht stricken kann) oder Nougatcremes. Aber der Kontrast zwischen Time Magazine links und Landlust rechts brachte mich doch zum Nachdenken. Jedes Magazin hat seine Berechtigung zum entsprechenden Zeitpunkt, aber

beim Einwecken. Ihre Freundinnen machen das jetzt auch: Einwecken. Ist der neueste Trend. Zurück zu den Wurzeln und so. Wie Oma. Und ihre Oma. Die Welt ist doch so unübersichtlich geworden, da will man zumindest die heile Welt von Oma im Einweckglas wiederbeleben. Dass das Wiederbeleben künstlich ist, durch einen Defibrillator erzwungen, will sie nicht sehen. Auch wenn sie es weiß.

Das ist ja das Schlimme. Sie weiß es. Sie weiß, dass das Warten auf ein anderes Leben sie letzten Endes vom Treffen echter Entscheidungen abhält. Dass die Einweckgläser ihre Seele irgendwann nicht mehr halten können, und sie dann da steht, mit ihrem Whiskey-Ehemann, der ritzenden Tochter und diesem Scheißelektrischenkackkamin. Von Scheißikea. Und dann sieht sie ihr Leben, die Schokolade mit den Marshmallows, die sie dick macht, die Neonleuchte, die ihre Falten ausleuchtet, und dann holt sie die Shotgun unterm Bett heraus, denn es ist nicht mehr auszuhalten. Dieses Leben.

Aber bis dahin versucht sie weiterhin krampfhaft den Ehemann einmal in der Woche körperlich zu beglücken, sich davon zu überzeugen, dass die Tochter nur mit der Nachbarskatze gerauft hat, und dass der Kamin eigentlich in einem englischen Herrenhaus situiert ist, in dem sie immer leben wollte. Und dass irgendwann etwas passiert, was ihr Leben verändert. Bis dahin wartet sie. Am Kamin. Der elektrisch ist, und von Ikea.

da lagen nicht mehr zwei Welten, sondern ein Universum dazwischen. Je nachdrücklicher Time Magazine das Ende der Welt – oder zumindest der menschlichen Zivilisation – anmahnte, desto lauter das Strickmuster-Sticken-Einwecken-Säuseln. Als ob sich ein Neo-Biedermeier langsam aber sicher über unsere überquellenden Leben legte. Die Sehnsucht nach Geborgenheit und Stabilität.

Problem bei der ganzen Sache – so verständlich und menschlich der Eskapismus auch sein mag: Irgendwann können Einweckgläser die Seele nicht mehr halten, denn Probleme jeglicher Façon können nur bis zu einem gewissen Punkt ignoriert werden.

Ist es nicht Zeit, dass wir von unseren Einweckgläsern zurücktreten, um ehrlich das zu sehen und zu akzeptieren, was an faktischen Problemen vor uns liegt? Niemand muss sich vom Einwecken komplett verabschieden, aber Stabilität kann nicht durch Rückzug gewonnen werden. Sonst bleibt man im Traum, während die Welt brennt, und man endet genauso wie unsere Dame: In der Warteschleife. Mit einem Kamin. Der elektrisch ist. Und von Ikea.

Alice J. Wocher (geb. 1989; sie/ihr), studierte Religionswissenschaften in den Niederlanden und überlegt immer noch, ob sie nicht besser ins Kloster hätte gehen sollen. Liebt Bücher, ihr Motorrad, die Künste und Philosophie.

Rebekka Scheler

Emanzipation durch Strippen – oder: Sisters before Misters.

„Du stehst da wie eine Bordsteinschwalbe“, „Du lachst so unweiblich“ und „Naja, du hast schon ordentlich zugenommen“ – Sätze wie diese haben mich mein Leben lang begleitet. Sie kamen von Frauen, oft von meiner Mutter. Mir wurde eingeredet, ich müsse einem bestimmten Schönheits- und Weiblichkeitsideal hinterherlaufen, „um einen abzubekommen“ – gemeint war ein Mann. Am besten ein „Guter“: Er sollte mich „ernähren können“ und bitte auch gebildet sein. Wie der Umgang innerhalb einer solchen Beziehung aussehen sollte, wurde aber nie thematisiert.

In der Schule wurde ich als „die Dicke“ abgetan, nicht einmal gehänselt, ich war einfach uninteressant, besonders für die Jungen. Aber in der inneren Hierarchie zwischen den Mädchen machte das eine Menge aus: wer begehrt wurde, bekam Aufmerksamkeit, hatte „gewonnen“. Was Frau da „gewonnen“ hatte, wussten wir nicht. Wir machten uns Termine zum Joggen aus, teilten Diättipps und versuchten uns gegenseitig zu überbieten, wer mehr in kürzerer Zeit abnehmen könnte und hielten uns dabei für emanzipiert, weil unsere Mütter arbeiteten, unsere Väter auch mal den Müll rausbrachten und wir zu Hause laut Punk hörten (natürlich nur männliche Künstler).

Erst Jahre später habe ich begriffen, wie giftig diese Art der Umgehensweise war und wie sehr es mich verletzt hatte, dass die Aufmerksamkeit der Jungen meinen Freundinnen mehr wert gewesen war als meine. Mein Verhältnis zu Frauen hatte einen Knick. Ich merkte das auch in meinen Freundschaften zu Frauen: Sehr oft nahm es hier scheinbar wie von selbst eine Dynamik an, die auf Konkurrenzdenken basierte. Das fiel mir aber erst auf, als ich etwas anderes erlebte, als ich begann zu tanzen, eine Gruppentanzform in einer Frauengruppe, später auch andere Tanzrichtungen wie Burlesque und Pole Dance. Hier erst begriff ich: Was ich von meiner Mutter und Mädchen meines Alters gelernt hatte, war keineswegs die Norm, nicht der einzige Weg Beziehungen zu gestalten. Dass man überhaupt Beziehungen gestalten konnte, war ein völlig neues Konzept für mich, und auch, dass mein Geist, mein Witz und meine Seele wichtiger waren, als die Frage, ob mein Bauch in eine Low-waist-Jeans passte oder nicht.

Gerade zu Beginn schämte ich mich auch beim Tanzen oft wegen meiner Körperfülle. Meine Beine schienen mir nicht lang genug, der Bauch nicht flach genug und an der Pole Dance-Stange würde ich nie so aussehen, wie die Frauen, die ich in Videos sah. Doch die FINTA in meiner Gruppe machten mir Mut, sie alle hatten unterschiedliche Körperformen, jede bewegte sich etwas anders, jede legte eine Figur etwas anders aus. Mit der Zeit begriff ich, dass das die Schönheit war: Jede hatte die Freiheit, sich selbst zu entfalten und zu erproben.

Wir hatten Auftritte auf kleinen Events, brachten eine eigene kleine Nachtclubshow auf die Bühne und hatten daran trotz aller Mühen große Freude.

Bei einem unserer Auftritte fiel spontan eine Tänzerin

aus, die einen Strip angekündigt hatte. Das sollte nun vertreten werden und wir fanden uns in einem Trio zusammen – sicherlich nicht das Beste, was wir je tanzen würden, aber doch so, dass wir uns damit auf die Bühne trauen konnten. Keine von uns hatte bisher auf der Bühne Kleidungsstücke gelassen. Es war auch kein optimaler Abend: Es regnete, es war windig, kalt und mitten in der Nacht. Die Musik begann, die Lichter strahlten auf die Bühne und jede für sich begann ihren Part zu tanzen, aber meine Nervosität ließ sich nicht abschütteln. Ich sah die Gesichter, die zu uns hinaufschauten und rechnete



Zeichnung: Robina Cronauer

halb damit, dass irgendjemand anfangen würde zu buhen, sobald ich das erste Kleidungsstück fallen ließ. Ich schaute hin und her und war nur damit beschäftigt, herauszufinden, wer wohl mit dem Buhen beginnen würde. Doch meine Partnerinnen in crime auf der Bühne machten ihr Ding, ich sah, dass sie ihre Nervosität hinter sich ließen und auch untereinander schäkerten, statt auf das Publikum zu schauen. Weil ich nicht wusste, was ich tun sollte, schloss ich mich ihnen an, fand in den Rhythmus der Musik und ließ endlich alles los: All die Sätze meiner Mutter, die durch meinen Kopf gingen, alle Selbstvorwürfe, nicht streng genug diätet zu haben, alle Gedanken, die mich klein machen wollten. In diesem Moment zählte nur, dass wir gemeinsam diese Nummer tanzten und dabei Spaß hatten. Endlich konnte ich es genießen.

Und als die Nummer vorbei war, das Publikum applaudierte und unsere Kolleginnen uns hinter der Bühne johlend in Empfang nahmen, begriff ich, dass es eigentlich nie darum gegangen war, was die Männer unten vor der Bühne von mir denken würden. Es ging darum, dass ich mit meinen Freundinnen Freude und Spaß hatte. Es ging darum, uns gegenseitig darin zu unterstützen, unseren eigenen Ausdruck zu finden. Es ging darum, mich zu entfalten und mich ganz unverschämt zu zeigen. Es ging darum, genau das gemeinsam mit den FINTA, mit denen ich tanzte, zeltete und lachte, zu feiern.

Rebekka Scheler, sie/ihr, Jg. 89, lebt, studiert (evang. Theologie) und arbeitet in Bochum, singt und tanzt gerne.

Isabel Sophie

Woanders

Eine leichte Brise kam durch den winzigen Spalt des gekippten Fensters im Hörsaal B04 herein und brachte ein Schauern.

Hörsäle mit Fenstern, davon gab es nicht viele in diesem Land, und Alex hatte das Glück, an einer Uni eingeschrieben zu sein, an der es so etwas gab. Purer Luxus. Und durch eines dieser Fenster kam jetzt diese leichte Brise herein, die sie erschauern ließ. Oder war es gar nicht die Brise?

Sie ließ ihren Blick schwenken. Über die Personen, die dort saßen. Studentinnen, Studenten, Studierende, den Professor, der vorne stand und über irgendeine molekulare Zerfallsrate referierte.

Alex hatte sich schon vor einer Ewigkeit ausgeklinkt. Sie wusste, dass sie eigentlich aufmerksam zuhören musste, denn sie hinkte gefühlt Welten mit ihrem Lernstoff hinterher, aber ihre Gedanken waren woanders. Ihr Herz war woanders.

Ihr Blick wanderte über das Redner_innenpult, über die erste Stuhlreihe, die zweite, die dritte und die vierte. In der fünften saß sie.

Sie ertappte sich selbst, wie ihr Blick für den Bruchteil einer Sekunde an ihr kleben blieb. Schnell, schuld bewusst, als hätte sie etwas Verwerfliches getan, fokussierten ihre Augen die sechste und siebte Reihe dahinter, und schließlich die Rückwand des Hörsaales, wo sich ein paar Menschen hinter den Monitoren ihrer Notebooks versteckten.

Alex' Augen wollten zurück in die fünfte Reihe, doch sie konnte nicht. Nicht jetzt, nachher sieht sie noch, wie sie herübersieht, und denkt irgendetwas Falsches. Nur ein kurzer Blick, sagte sich Alex, und blinzelte nach rechts in die fünfte Reihe.

Da saß sie. Sie wirkte absolut konzentriert. Auf den Punkt fokussiert. Ihr Kopf war leicht gesenkt, in Richtung des Notizblocks vor ihr, und ihre braunen Haare verdeckten leicht ihr Gesicht. Hinter dem Vorhang aus seidigem braunem Haar versteckt. Doch Alex wusste, was sich dahinter befand. Welcher Ausdruck. Welche Silhouette. Welche Schönheit. Welche –

Alex fühlte sich wieder ertappt. Sie wollte hinsehen, aber es fühlte sich falsch an. Und sie wollte nichts Falsches tun. Aber auch, wenn es ihr gelang, ihren Blick von ihr abzuwenden und wieder zurück zu ihrem Tisch zu lenken; so sehr sie sich auch bemühte, ihre Gedanken hatten sich entschieden, dort zu bleiben. Bei ihr.

Vergangenen Sonntag hatte Alex auch an sie gedacht. Sie war an diesem Tag zurückgefahren zu ihren Eltern, raus aus ihrer neuen, viel zu kleinen, viel zu lauten WG, raus aufs Land. Es gab Essen. So wie früher, so wie in Ihrer Kindheit. Dreizehn Uhr, bei ihren Eltern, am Tisch unten in der Küche. Ihre Eltern hatten kurz vorher erst die Zeitung vom Tisch geräumt, und ihre Mutter hatte die Zeitung in der Hand gehabt. „Unvorstellbar, oder?“

Alex wurde aus ihren Gedanken gerissen. „Hm...?“

„Ich sach' nur, unvorstellbar!“

„Was denn, Mama?“

„Unvorstellbar. Dieser eine Politiker hier schon wieder. Dieser Jöricksen. Wenn ich den schon sehe, Ich sachhet dir, wenn ich den schon sehe, nee!“

Alex wiederholte die Frage, auch wenn sie die Antwort lieber gar nicht hören wollte. „Was denn, Mama?“

„Na, dieser Jöricksen, der hier schon widda, mit seine komische Frisur. Jetzt will der doch ernsthaft erlauben, dass diese, diese Geschichte mit dem Adoptieren da für die Schwulen wieder leichter wird.“

Alex wusste nicht, was sie antworten sollte. Sie entschied sich für ein glücklicherweise für die Außenwelt unhörbares, inneres Seufzen.

„Und dann wollen 'se alle Kinder. Ich seh' datt schon kommen. Dann wollen 'se alle Kinder. Da sach' ich dir, da sieht datt aber ganz anders aus bald auch inne Schule. Wenn 'se alle erzählen von ihren zwei Müttern oder zwei Vätern oder was. Nich, Karl?“

Alex' Vater antwortete aus dem Wohnzimmer. „Was iss denn? Was hasse gesacht, Monika?“

„Ich hab nur gesacht, wenn die alle hier anfangen mitte Kinder adoptieren, die Schwulen, die Homosexuellen, dann sieht dat aber ganz anders aus bald bei der Angela inne Schule! Wenn die da nur noch diese gleichgeschlechtlichen Paare hat, inne erste Klasse beim Elternabend!“

„Lasse doch machen, Monika, lasse doch machen. Die werden datt schon irgendwann sehen, watt 'se davon haben.“

„Ja stimmt, da hasse auch wieder Recht. Sollen 'se sich doch auch mal mit de Blagen rumärgern, die Homosexuellen.“

Alex kannte diese Gespräche in- und auswendig. Sie war es gewohnt. Sie war damit aufgewachsen. Sie wusste, was ihre Eltern dachten, über „die“. Und auch, wenn Ihre Mutter meistens von „den Schwulen“ sprach; Alex wusste, dass sie alle Homosexuellen meinte. Auch Frauen. Nur, dass ihre Mutter nicht glaubte, dass es homosexuelle Frauen überhaupt gab. Was es auch nicht besser machte. Die pure Unsichtbarkeit. Und Unsichtbarkeit tut weh.

Wie aus einem Filmriss fiel Alex zurück in den Hörsaal. Sie schluckte. Sie wusste nicht, wie viele Minuten der Vorlesung sie jetzt schon wieder verpasst hatte. Aber eigentlich war es ihr auch egal. Ihre Gedanken waren woanders. Ihr Herz war woanders.

Und sie konnte nicht anders. Egal, wie sehr sie versucht hatte, ihre Gedanken zu disziplinieren, ihre Augen wollten wieder zurück. In die fünfte Reihe. Langsam wanderten ihre Augen nach rechts, vorsichtig, als würden sie sich nur zufällig, vollkommen unwillkürlich bewegen, und als wüssten sie gar nicht, wo sie hinwollten. Doch sie wussten es.

Sie sah sie an. Ihr Kopf hatte sich in der Zwischenzeit et-

was nach links gewandt. Ihre seidig-weichen, braunen, leicht rötlich schimmernden Haare bildeten immer noch einen Fluss, der sich in wunderschöner Komplexion um ihre Gesichtszüge wandte, aber sie verdeckten nicht mehr ganz ihr Gesicht. Alex sah hinüber, und hinter einer Strähne funkelte etwas hervor, wie ein kurzes Glitzern, ein kurzer Lichtschein. Alex wusste nicht, wie lange sie schon hinübergeschaut hatte, und schaute des Anstands halber nach vorne zur Tafel. Drei volle Sekunden schaffte sie es, sich auf die Vorlesung zu konzentrieren, bis ihre Augen wieder zurück in die fünfte Reihe huschten. Sie hatte sich inzwischen die Strähne aus dem Gesicht gewischt. Ihre dunklen Augen funkelten nach vorne auf ihren Notizblock. Sie schien leicht gelangweilt, aber dennoch anwesend. Viel anwesender als Alex. Ihre Augen waren warm, und weich, und braun. Ihre Augen waren warm, und weich, und freundlich. Sie war so schön.

Alex bemerkte, wie sich ihre eigenen Mundwinkel zu einem Lächeln verzogen. Um Gottes Willen. Nicht, dass sie etwas merkte. Sie schaute wieder nach vorne, und ihre Gedanken wanderten weiter.

Es konnte doch sowieso nicht echt sein. Oder? Nein, nein, es konnte nicht echt sein. Alex' Eltern hatten das schon immer gewusst. Und Alex wusste es eigentlich auch selber.

Damals, vor zwei Jahren, als sie ihre Abiprüfungen geschrieben hatte, da wusste sie das eigentlich schon. Sie hatte damals eine Stufenkollegin gehabt, Jennifer. Jennifer und Alex waren gute Freundinnen gewesen, sehr gute Freundinnen, eigentlich schon fast beste Freundinnen. Sie hatten die Zeit vor den Abiprüfungen ständig aufeinander gehockt, in der Schule, im Selbstlernzentrum, bei Alex zuhause. Stundenlang saßen sie auf Alex' Bett, lernten, lernten, und lernten. Zwischendurch hatten sie sich natürlich auch mal eine Pause gegönnt. Da gab es dann Pizza, oder sie holten sich Kuchen und Kekse aus der Küche. Jennifer war abends dann manchmal länger geblieben, manchmal hatten sie einen Film von ihrem Bett aus geschaut. Jennifer hatte sich dann immer an Alex angelehnt, es war schön, es war warm, es war kuschelig. Einmal musste Jennifer abends bei Alex übernachten, weil es stürmte, und alle Züge ausgefallen waren. Alex hatte damals genug Platz in ihrem Bett gehabt, und die beiden konnten bequem dort übernachten. Nachts war Alex aufgewacht und hatte Jennifer angesehen, wie sie neben ihr lag. Wie sie leicht atmete, es war ein schönes, beruhigendes Geräusch gewesen. Alex hatte sich vorgestellt, wie schön es gewesen wäre, in ihren Armen zu liegen.

Am nächsten Morgen hatte ihre Mutter gewitzelt. „Na, du und die Jennifer? Muss ich mir Sorgen machen?“

„Was meinst du damit?“, hatte Alex zurückgefragt, vielleicht ein bisschen zu laut.

„Na, ihr Zwei, ihr hängt doch wirklich nur noch zusammen rum; ihr Beiden. Nicht dass ihr zwei noch unter die Lesben geht und was miteinander anfängt!“

„Ach, Mama!“, meinte Alex damals.

Denn Alex war nicht lesbisch. Alex war natürlich nicht lesbisch. Das wusste sie. Das wusste sie, ganz genau. Das wusste sie einfach.

Ihre Gedanken fielen wie aus freiem Fall heraus zurück

ins Hier und Jetzt. Verwirrt; und erschüttert; und müde; von dieser Erinnerung fiel Alex wie in einen eiskalten See aus Realität. Ihr Blick eingefroren, ihre Seele taub. Und das erste, an das sie denken konnte, war sie.

Sie hob ihren Kopf, und schaute herüber. Nach links, zu Alex. Und dann passierte es. Das, wovor sie so Angst gehabt hatte. Ihre Blicke trafen sich. Und es schlug ein wie ein Blitz. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Alex fühlte sich schlecht; sie wollte wegschauen, aber sie war wie gelähmt. Ihr Blick war festgefroren, und ihr Atem stockte. Was würde sie jetzt tun?, fragte sie ängstlich sich selbst, was ist, wenn sie irritiert war, was ist, wenn sie es merkwürdig fand, was ist, wenn sie vielleicht sogar sauer war, wenn sie es vielleicht sogar richtig creepy fand, wie sie da gerade so zu ihr herüberstarrte? Alex' Augen verharrten still und starr. Wie ein endloser Aggregatzustand, der einfach nicht wechseln wollte. Und konnte.

Und dann passierte etwas. Es war sie. Es war in ihrem Gesicht. Etwas veränderte sich. Es fing langsam an, kaum merklich. Die Ecken ihres Mundes bewegten sich, als würden sie aus einem tiefen Schlaf erwachen und ihre ersten zaghaften Bewegungen machen. Ihre Lippen zitterten leicht. Dann, in einer anmutigen, fast malerischen Bewegung, hoben sich ihre Mundwinkel nach oben, und nach außen, und sachte, ganz langsam, breitete sich in ihrem Gesicht ein Lächeln aus.

Und in diesem Moment passierte es. In diesem Moment fiel jegliche Angst, jeglicher Zweifel, jegliche Unsicherheit von Alex ab. Wie der letzte Vorhang im Schauspiel, der endlich fallen sollte.

Fuck. Ich bin Lesbisch. Ich bin sowas von lesbisch.

Isabel Sophie, sie/ih, 31, Feministin und Kampf-Lesbe aus Leidenschaft. Schreibt schon eine ganze Weile Texte, meistens politische Essays oder Reden für den Dyke March oder andere Demos, und versucht sich seit neuestem auch an künstlerischen Texten. Die Wahl-Bochumerin liebt ihre Familie und ihre Lesben-Lobby über alles.*

Lesetipp

Jamia Wilson & Aurélia Durand

Das Buch vom Feminismus. Ein intersektionaler Leitfaden für die nächste Generation

Zuckerstüb Verlag, ISBN: 978-3-9493150-5-3

Der Zuckerstüb Verlag hat es sich zur Aufgabe gemacht, moderne und inklusive Bücher für Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene herauszugeben. Sie sind unterhaltsam, freundlich gestaltet und verfolgen in der Regel das Ziel, junge Menschen in ihrem Wissen und ihrem Sein zu bestärken. So auch „Das Buch vom Feminismus“, welches sich an junge Erwachsene richtet. Es beinhaltet Informationen darüber, was Feminismus eigentlich bedeutet und auch dessen geschichtlichen Hintergrund. Es gibt Literaturtipps zum Vertiefen des Wissens und ein schönes Glossar, das zum Nachschlagen komplizierter Wörter hilfreich ist. Leser*innen werden immer wieder dazu aufgefordert, sich selbst Gedanken zu den erwähnten Themen zu machen, indem die Autorin in jedem Kapitel Reflexionsfragen eingefügt hat.

Das Buch enthält aber nicht nur sachliche Informationen über den Feminismus. Vielmehr verwebt die feministische Aktivistin und Autorin Jamia Wilson ihren eigenen Erfahrungsweg als afroamerikanische Frau mit dem Thema Feminismus und bietet somit eine Offenheit und Nahbarkeit, mit der sich jeder Mensch gut identifizieren kann. Sie betont, dass „dein Feminismus“ nicht derselbe ist, „wie der deiner Mutter und deiner Großmutter“ und weist somit auf die neuen Herausforderungen für den Feminismus hin, die mit dem gesellschaftlichen Wandel und dem immer größer werdenden Wissen über miteinander verwobene Diskriminierungsformen (Stichwort: Intersektionalität) gekommen sind. Eine spannende Lektüre für junge Erwachsene, die kurzweilig ist, informativ und unkompliziert!

Robina Cronauer

Sarah Landis

Mein Weg in die Selbstständigkeit als Französin im Ruhrgebiet mitten in der Corona-Krise

Aufgewachsen bin ich in einer kleinen Küstenstadt ca. 40 km östlich von Marseille. Ich habe mich schon immer sehr mit der deutschen Kultur verbunden gefühlt, da meine Familie mütterlicherseits aus Deutschland stammt. Um genauer zu sein aus dem Schwarzwald, was mir in meinen Anfängen im Ruhrgebiet die eine oder andere sprachliche Hürde stellte.

Nach meinem Germanistik-Studium in Frankreich zog ich 2014 nach Bochum, wo ich einen Master in Geschichte absolvierte. Mein Ziel war es zu promovieren. Aber wie das Leben so spielte, habe ich nie in diesem Feld gearbeitet. Wie fast jeder Geisti hangelte ich mich von einem lausigen, viel zu schlecht bezahlten und stets befristeten Job im Kulturbereich zum nächsten. Irgendwann landete ich in der freien Wirtschaft und arbeitete als Assistentin der Geschäftsleitung in der Maschinenbaubranche.

In meinem Inneren habe ich schon immer gewusst, dass ich selbstständig sein möchte, wusste aber nie so richtig womit. Und mir fehlten lange das Selbstbewusstsein und der Mut.

Während eines Heimaturlaubs hatte ich eine Erleuchtung. Mein Vater brachte mich an einem wunderschönen warmen Sommertag zu einem benachbarten Weingut. Dort bekamen wir eine Führung durch den Weinkeller und verkosteten unfassbar tolle Bandol-Weine. Da war es! Ich wusste ab diesem Moment, Wein sollte mein neues Leben bestimmen. Im Übrigen hatte ich zu diesem Zeitpunkt gar keine Ahnung von Wein. Ich kam zurück nach Deutschland, wo mir beruflich die Decke auf den Kopf fiel. Ich verließ meinen Job und arbeitete an meinem neuen Projekt: mich in Weinkunde auszubilden, einen Laden irgendwo im Ruhrgebiet zu eröffnen und französische Dinge aus meiner Heimat zu verkaufen. Und vor allem selbstbestimmt zu sein.

Doch wir hatten Herbst 2020. Also mitten in der Corona-Krise. Das war wirklich nicht ideal, aber es musste einfach sein. Ich war 31, kinderlos, schuldenlos, das war DIE Gelegenheit. Und über die Risiken habe ich mir keine Gedanken gemacht. Ich habe immer gedacht, ich schaffe das schon. Mein Vater war Theaterschauspieler und hatte uns immer vorgelebt, wie das ist Erfolg zu haben, aber auch, dass Scheitern dazu gehört und kein Lebensuntergang ist. Auf Französisch gibt es eine wundervolle Redewendung: *On ne fait pas d'omelettes sans casser des œufs* (man macht kein Omelette ohne Eier zu zerbrechen). Das heißt so viel wie: wer keine Risiken eingeht, der erreicht auch nichts. Und so war es auch.

Ich wandte mich an alle möglichen Stellen, präsentierte mein Konzept und bekam fast überall Hilfe und Zuspruch. Die allereinzige Hürde, die sich mir stellte, war beim Thema Finanzierung. Da war man sich nicht so sicher, ob es nicht doch zu riskant sei, während Corona ein kleines, ziemlich spezielles Geschäft zu eröffnen, gerade für jemanden, der ein

Neuling in der Branche war. Ich wurde getröstet, sollte mich in Geduld üben und das Ende der Krise abwarten. Ich versuchte es bei weiteren Banken und bekam schlussendlich eine KfW-Gründungsförderung. Auch die Stadt unterstützte mein Vorhaben mit einer Zuwendung, die es mir ermöglicht, weniger Miete zu zahlen. Die perfekte Start-Hilfe für mein Projekt. Ich fand recht zügig ein Ladenlokal, welches zu meinem Vorhaben passte und konnte im August 2021 meinen kleinen französischen Concept Store mit dem Namen AMA eröffnen (das bedeutet Lieben auf Provenzalisch, der Dialekt meiner Heimat).



Seit 15 Monaten feiere ich nun meine Selbstständigkeit. Es ist nicht immer einfach, weil die Folgen von Corona und der Inflation sehr bemerkbar sind. Aber damit muss ich einfach umgehen. Ich bin sehr dankbar für die Hilfe und Unterstützung, die ich bekomme. Ich weiß nicht, wie es ist, in einem anderen Land als Ausländerin ein Geschäft zu eröffnen. Doch für mich war es hier in Deutschland relativ unkompliziert. Ich habe mich weder aufgrund meiner Herkunft noch meines Geschlechts benachteiligt gefühlt. Hier in Deutschland konnte ich immer meine Ziele verfolgen und umsetzen, sei es im Bereich Studium, Arbeit oder Selbstständigkeit. Dafür lebe ich hier und liebe es.

Sarah Landis (sie/ihr) ist 33 Jahre alt, kommt gebürtig aus Frankreich und lebt seit 2014 im Ruhrgebiet. Sie hat sich 2021 mit ihrem französischen Geschäft namens AMA Concept Store in Recklinghausen selbständig gemacht.

Lesetipp

Chella Quint & Giovana Medeiros
Mut zum Blut. Alles, was du über die Periode wissen musst. Das inklusive Handbuch zur Menstruation!
Zuckerstüb Verlag, ISBN: 978-3-9493150-00-8)

Dieses freundlich gestaltete kleine Buch ist vollgepackt mit aktuellen Informationen rund um die Menstruation. Es richtet sich an alle Leser*innen im Schulalter (ab 8 Jahren), unabhängig davon, ob sie (schon) ihre Menstruation haben oder einfach daran interessiert sind. Anders als frühere Werke der Aufklärung und die schulische Bildung, welche sich auf sachliche Beschreibungen von Körpervorgängen fokussieren, wird in diesem Buch ein umfangreicher Blick darauf geworfen, wie junge Menschen (und auch alte Hasen) lernen können, mit der Menstruation offen umzugehen. Es bezieht ein, warum das Thema Menstruation im Kontext der Gesellschaften voll von verstaubten Vorurteilen ist und wo dies bis heute deutlich zu sehen ist (z.B. in der erstmaligen Verwendung von roter statt blauer Flüssigkeit in der Werbung für Binden). Die Autorinnen bestärken ihre Leser*innen darin, die Menstruation als eine komplexe und wunderbare Kraft des eigenen Körpers zu betrachten. Sie verweben die Sachinformation mit Geschichten aus der eigenen Biografie.

Besonders möchte ich hervorheben, dass den Leser*innen Achtsamkeit gegenüber sich selbst gelehrt wird, indem darauf aufmerksam gemacht wird, dass es wiederkehrende Phasen des Zyklus* gibt, die wiederum Auswirkungen auf körperliche und seelische Bedürfnisse haben. Ein umfassendes Buch, das ermutigt, den eigenen Körper zu feiern. Ein gutes Geschenk für junge Menschen!

Robina Cronauer

Kati Ide

Über Monster, Medusen und Hexen So light me up, light me up

Medusa ist aus der griechischen Mythologie bekannt als das Monster mit Schlangenhaaren, dessen Anblick versteinerte. Doch der Mythos beginnt viel früher. Medusa soll eine schöne, jungfräuliche Dienerin in Athenas Tempel gewesen sein, bis Poseidon sie bemerkte und in besagtem Tempel vergewaltigte. Dies wiederum missfiel Athena, die Medusa zur Strafe nicht nur einsperrte, sondern auch noch in eben dieses Monster verwandelte, das bei ihrem Anblick jede:n zu Stein erstarren ließ. Als Perseus sich auf den Weg machte, um Medusa zu enthaupten, half Athena ihm, indem sie ihm ein verspiegeltes Schild gab.

Bis heute werden Frauen häufig in den Kontext der Medusa gesetzt. Die Schlange steht für das Böse; im christlichen Kontext wird sie in Verbindung mit Eva und der Sünde gesetzt. Darin zeigt sich das Motiv der Misogynie und zieht sich durch den Mythos der Medusa. Angefangen dabei, dass die schöne, gute Frau mit der hässlichen und bösen Frau kontrastiert wird. Hässlichkeit von Frauen ist nicht nur mit Bösartigkeit verbunden, sondern auch mit einer Abwertung der Frau insgesamt, da bis heute die Wertigkeit von Frauen mit ihrer Schönheit verbunden wird. Medusa ist das Opfer einer Gewalttat und



Eine Aktion der Frauenberatungsstelle Recklinghausen (22.11.22), die zum Nachdenken anregt: Gewalt gegen Frauen ist auch heute noch ein Thema, auch wenn wir die Antike längst hinter uns gelassen haben.

wird dafür entstellt, ihre Hässlichkeit entwächst also nicht aus Boshaftigkeit. Danach fallen ihr zahlreiche Männer zum Opfer, die sie mit ihrem Anblick versteinert. Doch auch hier verschwimmt die Grenze zwischen Täter- und Opferschaft. Medusa bleibt eine ambivalente Figur, sie ist selbst nicht für ihr Dasein als Monster verantwortlich und die meisten der Versteinerten waren darauf aus sie zu töten – und eine Frau, die sich wehrt, wird schnell zum Monster oder zur Hexe.

Nur zu gut lässt sich an dem Mythos nachvollziehen, dass es nicht immer nur Männer sind, die sich in patriarchalen Strukturen gegen Frauen wenden. Athena ist selbst weiblich und dennoch bestraft sie Medusa für etwas, was eigentlich Poseidon getan hat. Dafür, Opfer einer Sexualstraftat zu sein, müssen sich Frauen oftmals schämen, während die Täter stolz sein dürfen. Poseidon ist als Gott schwerer anzutasten als Medusa. Durch ihre Strafe jedoch wird sie ermächtigt, sich gegen

gen Männer zur Wehr zu setzen. Das wird bestraft, da sie als Monster gejagt wird.

Ist der Mythos von Medusa also nur eine schreckliche Sage voll von Gewalt gegen Frauen, die am besten nicht mehr erzählt werden sollte? Nein, Medusa ist eine ambivalente Figur. Sie schillert zwischen Täterschaft und Opfereid. Kaum ist sie in der Lage sich zu wehren, wird sie eliminiert. Außerdem wird sie als Frau, die sich zur Wehr setzt, als Monster, als böse und hässlich dargestellt. Obwohl sie doch eigentlich eine ganz normale Frau war und erst andere sie zu dem machten, was sie dann als Monster interpretierten. Viele Feminist:innen, die als hässlich, „unfickbar“ oder Hexe beschimpft werden, weil sie sich gegen Ungerechtigkeiten einsetzen, können nachvollziehen, was hier mit Medusa geschieht.

Der Mythos kann also auch empowernd gelesen werden. In dem modernen Fantasy-Buch *Lore* prangt das Bildnis der Medusa auf dem Schild der Protagonistin. Er bietet ihr Schutz und jagt ihren Feind:innen Furcht ein. Medusa ist auf Lores Seite. Sie wird vom Monster zur Quelle der Kraft. Das Schild hat eine ganz eigene Schönheit. Die gesellschaftlichen Zuschreibungen von Hässlichkeit und Boshaftigkeit entpuppen sich als genau das: Zuschreibungen. Sie üben Druck auf FINTA aus, um sie klein zu halten. Medusa wird hier zu einer Metapher für die Gegenwehr, die Lore gegen die von Männern dominierte, patriarchale Gesellschaft leisten muss, um sich selbst und ihre Freund:innen zu schützen.

Einen Denkanstoß zur Frage, ob Medusa aus feministischer Perspektive ein Monster ist, können folgende Zeilen aus dem Song *I did something bad* von Taylor Swift liefern: „They're burning all the witches, even if you aren't one / So light me up, light me up.“ Was hat Medusa mit Hexen zu tun? Die Hexe dient als Metapher für FINTA, die nicht dem gesellschaftlichen Bild der fügsamen Person entsprechen, sondern anecken und dafür verbrannt werden. Dabei spielt es oftmals keine oder nur eine untergeordnete Rolle, ob sie wirklich böse sind oder etwas Unrechtes getan haben. So ist es auch bei Medusa. Die Frage nach ihrer Täterinnenschaft wird nicht geklärt, sie wird bestraft und danach als Monster gesehen. Doch ein Blick auf die Aufforderung „So light me up“ im Song von Taylor Swift gibt einen Hinweis darauf, dass FINTA sich immer mehr dagegen wehren, für das Anecken stigmatisieren zu lassen. Die Hexe wird zur Selbstbezeichnung, um zu zeigen, dass FINTA stark sein können, ein Recht darauf haben anzuecken und ihren Platz einzufordern. Das kann auch ein Ansatz sein, Medusa neu einzuordnen – statt sie als Monster zu sehen, eröffnet sich die Möglichkeit zu betrachten, dass sie durch andere zu einem gemacht wurde und das als Einladung zu verstehen, sich gegen Zuschreibungen zu wehren und sich nicht klein zu machen. Lasst uns Hexen, Monster und Medusen sein!

Kati Ide (sie/ihr), evangelische Theolog:in, liest gerne queer.

Ilma Silva-Uddin

Bildungschancen und Förderung der Afro-Brasilianerinnen

Brasilien's Bevölkerung bildet sich aus einer ethnischen Mischung von Ureinwohnern (die indigenen Gruppen sind heute vom Aussterben bedroht), Afrikanern und Europäern. In den Medien und in der öffentlichen Wahrnehmung versteht sich Brasilien gern als Nation, die um ein harmonisches Zusammenleben in einer multikulturellen Gesellschaft bemüht ist. Unter Berücksichtigung der Situation der Afro-Brasilianer muss heute noch von einer Unterdrückung und Benachteiligung der ethnischen Bevölkerung gesprochen werden.

Die aus Afrika ab 1538 verschleppten Sklaven haben erheblich Kultur und Entwicklung Brasiliens beeinflusst. Ihre Arbeitskraft war für die semif feudale Wirtschaftsform unentbehrlich. Es wird geschätzt, dass ca. 5 Mio. Sklaven nach Brasilien verschifft wurden. Da die „weißen Herren“ in der Regel über den Körper der Sklavinnen verfügten, führte dies zu einer zunehmenden Vermischung der weißen und der afrikanischen Bevölkerung. Es ergaben sich große Unterschiede zwischen den Nachkommen, die bis heute das brasilianische Leben sehr stark prägen. Obwohl das Land reich an Rohstoffen und Bodenschätzen ist, gibt es bis heute wenig bis gar keine Möglichkeiten auf Teilhabe an einem „würdigen Leben“ für die Afro-Brasilianer.

Der Grund für diese oft unmenschliche Lage ist die Sklaverei. Die Europäer haben die Idee befeuert, dass Afrikaner minderwertig seien und deshalb ihren Platz am Rande der Gesellschaft hätten. Wie die Kolonialherren aus Portugal sind heute noch viele Portugiesen und Europäer der Überzeugung, dass Afrikaner undiszipliniert, ungehorsam, weniger intelligent seien. Deshalb lohne es sich nicht, ihnen den Weg zu Bildung und qualifizierter Arbeit zu ermöglichen. Darum versuchte auch Bolsonaro die europäisch-brasilianische Elite dazu zu bringen, weiterhin einen großen Teil der afro-brasilianischen Frauen als Dienstmädchen in deren Haushalten zu beschäftigen. Sein Ziel ist es, die gesamte afro-brasilianische Bevölkerung wieder als Diener zu betrachten und in die niedrigsten Sektoren der Gesellschaft zu schieben.

Durch die Wahl und den knappen Sieg der Arbeiterpartei „PT“, darf die afro-brasilianische Bevölkerung wieder die Hoffnung auf bessere Lebensumstände haben.

Über die Arbeiterpartei „PT“:

Sie wurde 1978 gegründet, nach Beendigung der Militärdiktatur. Sie entstand aus der Widerstandsbewegung der UNTERDRÜCKTEN und AUSGEBEUTETEN. Sie war und ist ausgerichtet auf eine Politik, die Ureinwohnern, Arbeitern, Afro-Brasilianern und den unterdrückten Frauen zu ihrem Recht auf Autonomie und Gleichstellung verhelfen soll. 1998 stellte sich die „PT“ mit Luís Inácio Lula da Silva zum ersten Mal gegen Cardoso zur Wahl. Dank der achten wirtschaftlichen Reform von Cardoso innerhalb von zwei Jahren gewann er sogar im ersten Wahlgang. Denn mehrere der wirtschaftlichen Reformen scheiterten. Die Enttäuschung der Bevölkerung war so groß, dass sich diese für die „PT“ entschieden

hat. Danach wuchs die Hoffnung auf ein würdiges Leben, besonders für die Afrobrasilianer. Bis heute gibt es immer noch in bestimmten Landesteilen Brasiliens Formen von Sklaverei.

Die „PT“ begann Rassismus zu thematisieren und aufzuarbeiten. Erstmals bekamen die Afrobrasilianer die Möglichkeit, sich bei kulturellem, institutionellem, individuellem, kollektivem und Alltagsrassismus zu wehren. Die „PT“ gründete das nationale Sekretariat zur Bekämpfung des Rassismus. Es folgten das Sekretariat zur Förderung der Rassengleichheit und das Programm „Brasilien frei von Rassismus“. Wichtige Ziele waren die Kontrolle des Arbeitsmarktes in Bezug auf Dumping-Löhne aber auch die Bereiche Kultur und Jugendarbeit. Die „PT“ sah die Notwendigkeit des Handelns im Bereich der gesetzlich festgeschriebenen Gleichheit und Gleichberechtigung ein.

In der Verfassung (Artikel 3) findet sich folgendes Ziel: Es die Pflicht des Staates, „das Wohl Aller, ohne Vorurteile bezüglich Rasse, Geschlecht, Hautfarbe, Alter und jeder Form von Diskriminierung zu fördern“. Leider sind viele Menschen mit europäischer Herkunft, also weißer Hautfarbe, gegen die Umsetzung dieses Artikels, insbesondere wenn es um die Förderung der Afro-Brasilianer geht.

Der Schriftsteller und Politiker Darcy Ribeiro schrieb 1995 über die Lage der Afro-Brasilianer: „Seit Ankunft des ersten Afrikaners bis heute mühen diese sich ab, dem Geruch der Minderwertigkeit zu entfliehen, den man ihnen von Anfang angedichtet hat und der ihnen bis zum jüngsten Tage auf Grund der verschiedenen Methoden der Unterdrückung anhaftet.“ (Ribeiro, Darcy, 1995, S.173). Zu ähnlichen Feststellungen kamen viele Experten. Bis heute kann man deutlich sehen, dass die Mehrheit der Afro-Brasilianer immer noch die Freundschaft und eine Umarmung des „weißen Herren“ angeboten bekommt, um anschließend in die niedrigsten Schichten der Gesellschaft eintauchen zu müssen.

An dieser Stelle möchte ich mich auf meine eigene Erfahrung beziehen:

Ich bin eine so genannte Mischlingsfrau, da mein Vater europäischer Herkunft ist und meine Mutter afrikanischer. Sie wurde in Salvador da Bahia geboren. Ihre Patentante und ihr Patenonkel kamen auch aus Salvador da Bahia, zogen nach Rio de Janeiro und lebten an der Copacabana. Sie waren europäischer Herkunft, reich und weiß. Da meine Oma sehr früh starb und zwei Kinder hinterließ, stand mein Opa allein mit seinen Kindern da. Er versuchte alles, um diese allein großzuziehen. Als meine Mutter 8 Jahre alt war, hat die reiche Patentante angeboten, sich um sie zu kümmern. Kurz darauf stellte sich heraus, dass sie nur auf der Suche nach einem Dienstmädchen war. Meine Mutter durfte die Schule tagsüber nicht besuchen, weil sie kochen, putzen, waschen, bügeln und sogar einkaufen musste. Die Abendschule kam auch nicht in Frage, weil man Angst davor hatte, dass sie zu jung war, um abends allein unterwegs zu sein. Aber sie war für den Haus-

halt auf gar keinen Fall zu jung. Sie musste viele Jahre ohne Bezahlung und Anmeldung bei der Sozial- und Rentenversicherung arbeiten. Obwohl sie das Patenkind war, musste sie für die Familie kochen, durfte aber nicht mit ihr zusammen essen. Sie musste auf Reste warten, um zum Schluss diese allein essen zu dürfen. Mit 19 Jahren lernte sie meinen Vater kennen, mit 20 heirateten sie. Als sie 22 Jahre alt war, wurde ich in Armut geboren. Meine Schwester kam 3 Jahre später.

Mein Vater war Maler und Lackierer von Beruf. Er musste viel arbeiten. Als meine Schwester 6 und ich 9 war, fing meine Mutter an, eine Arbeit zu suchen, weil sie meinem Vater helfen und uns eine gute Ausbildung ermöglichen wollte. Sie fand Arbeit in einer privaten Schule, die von Nonnen aus Deutschland gegründet worden war. Zunächst arbeitete sie ohne Gehalt. Mit diesem wurden die Schulgebühren für uns finanziert. Bevor wir fertig mit der Schule wurden, kam eine Gesetzesänderung, die die Lage vieler Frauen besser werden ließ. Von da an gab es Anspruch auf ein kleines Gehalt. Meine Mutter war stolz, da sie endlich in die Rentenversicherung einzahlen konnte. Sie war auch nicht mehr als Putzfrau tätig, sondern als Köchin für die Nonnen. Nach knapp 20 Jahren wurde meine Mutter wegen ihrer Herkunft, Hautfarbe und ihres Übergewichtes von einer neuen Nonne diskriminiert und schwer beleidigt. Meine Mutter beschloss zu kündigen, weil sie ihre „Freiheit“ zurückhaben wollte. Da sie eine sehr gute Köchin war, bekam sie sofort eine neue Stelle und wusste, dass sie für ihre Fähigkeiten woanders geschätzt werden würde.

Rassismus ist die Hauptursache für die Benachteiligung von Afro-Brasilianerinnen, jedoch gelten auch weiße Frauen weiterhin – auf Grund ihres Geschlechts – als benachteiligte Bevölkerungsgruppe.

Die Geschichte meiner Mutter wiederholt sich immer wieder. In der Familie gibt es mehrere Frauen, die dasselbe erleben mussten. Da meine Eltern sich sehr bemüht haben, um uns eine Chance zu geben, können wir stolz auf sie sein. Wir bekamen eine sehr gute Ausbildung, trotz aller Schwierigkeiten. Dass ich heute hier lebe und arbeite, habe ich dem lieben Gott und meiner Mutter zu danken.

Nachdem ich mein Studium abgeschlossen hatte, kam ich nach Deutschland, um mich weiterbilden zu lassen. Ich kam mit einem Stipendium für die Dauer des Sprachkurses. Danach arbeitete ich als Altenpflegehelferin, um mein Studium zu finanzieren. Es war eine schöne Zeit. Aber der Abschluss war schwierig, weil ich mit einem portugiesischen Lektor zu kämpfen hatte. Der Lektor war der Meinung, dass ich meine Muttersprache Portugiesisch nicht beherrsche, weil die Afro-Brasilianer irgendeine „Busch-Sprache“ sprechen würden. Da wollte schon wieder ein Europäer verhindern, dass eine arme Afro-Brasilianerin eine akademische Ausbildung in der „zivilisierten“ Welt genießt. Der Kampf war hart, aber das Studium habe ich abgeschlossen. Das ist ein Sieg, den man sich nicht vorstellen kann.

Im kleinen Dorf, wo ich groß geworden bin, versuche ich den Kindern und Jugendlichen zu erklären, dass wir genauso intelligent sind, wie die weißen Europäer. Wir müssen einfach mehr lernen, mehr kämpfen, um zu beweisen, dass wir

es auch schaffen. Ich bin seit 1990 im Ruhrgebiet und habe hier viel erlebt. Ich werde immer wieder, da wo ich tätig war und bin, für „weniger klug, weniger kompetent“ erklärt. Es tut weh! Es ist traurig, dass man sich heutzutage noch beweisen muss, weil man einen Akzent oder eine andere Hautfarbe hat. Seit 20 Jahren habe ich sogar die deutsche Staatsangehörigkeit, fühle und denke „DEUTSCH“, weiß aber auch, dass ich hier niemals als normaler Mensch angesehen werde.

Da bleibt es mir nur eine Frage zu stellen: In Brasilien bin ich eine „minderwertige Afro-Brasilianerin“, in Deutschland bin ich die dumme, schwarze Brasilianerin mit dem deutschen Pass.

Wo bin ich denn eigentlich nur MENSCH?

Da wo wir geboren wurden, wollte Bolsonaro auf Grund unserer Abstammung uns Afro-Brasilianer töten lassen. In Europa sind wir auch nicht erwünscht!

Wo gibt es denn einen Platz für uns?

Wo dürfen wir SCHWARZE einfach MENSCH sein?

Ilma Silva-Uddin, sie/ih; geboren in Rio de Janeiro, Lehrerin für Grundschule, Brasilianisches Portugiesisch und Deutsch als Fremdsprache, engagiert in Hattingen, verheiratet, zwei Kinder

Ausstellungen

Was es sonst noch Neues im Ruhrgebiet gab: Empfehlenswerte Ausstellungen

An zwei weiteren Standorten im Ruhrgebiet haben wir zum Themenschwerpunkt passende Ausstellungen besucht, die in unserem Heft Erwähnung finden sollen:

„*This is me. Queer und religiös?*“ ist eine Fotoausstellung, welche bis zum 13. November im Jüdischen Museum Westfalen in Dorsten als Wechselausstellung besucht werden konnte. Mit Hilfe verschiedener Medien wurden in Deutschland lebende Menschen der Queeren Community portraitiert, die ihre Queerness und Religiosität als wichtige Teile ihres Lebens und ihrer Identität betrachten. Besonders prominent und den Raum einnehmend waren natürlich die von der Künstlerin Ceren Saner in einer Art digitaler Collage konzipierten Fotos, mit kurzen Statements der dargestellten Personen. Wer sich damit nicht zufriedengeben wollte, bekam die Möglichkeit, die vollen Interviews im Begleitheft mitzulesen oder Ausschnitte der Interviews in Videos anzuschauen. Die Ausstellung regt insgesamt zum Nachdenken an und eröffnet die Perspektive dafür, dass Queerness und Religion (egal welche) unbedingt zusammengehören! (Leider ist die Ausstellungszeit in Dorsten inzwischen beendet. Das Begleitheft kann man jedoch für einen kleinen Geldbetrag erwerben und ist sehr lesenswert: „*This is me. Queer und religiös? Eine Fotoausstellung des jüdischen Museums in Rendsburg.*“ Hrsg.: Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen, Schloss Gottorf und die Autor*innen, Rendsburg 2021; ISBN: 978-3-947386-15-4)

Im Bochumer Stadtarchiv findet man die Ausstellung „*Wut.Macht.Mut. Wie die Frauen- und Lesbenbewegung gegen Männergewalt kämpfte und was sie erreicht hat.*“ In dieser Ausstellung liegt der thematische Fokus auf der zweiten Frauenbewegung, die sich unter anderem dem Thema Gewalt gegen Frauen einsetzte. Die Früchte dieser Arbeit bemerken jüngere Frauen (wie ich) in der Selbstverständlichkeit, wie wir z.B. auf das Vorhandensein von Frauenhäusern blicken (obwohl deren Finanzierung weiterhin ein schwieriges Thema ist). Interessierte Besucher*innen bekommen hier einen schnellen Überblick, über die unterschiedlichen Formen von Aktivismus, die genutzt wurden, um das Thema in die Öffentlichkeit zu bringen und gesellschaftliche Veränderung zu erwirken. Leider existiert Gewalt gegen Frauen weiterhin. Die Ausstellung macht Mut, wehrhaft zu bleiben und dieses Problem auch in Zukunft nicht aus den Augen zu verlieren.

Robina Cronauer

Ingrid Farzin

„Atomkrieg – noch nie war er uns so nah wie heute“,

Sagen die Mitglieder des „Bulletin of the Atomic Scientists“, die jedes Jahr die „Weltuntergangsuhr“ (doomsday clock) einstellen. 100 Sekunden vor Mitternacht steht sie seit 2020 und das Jahr 2022 brachte weiß Gott keine Entspannung. Der „hotspot“ liegt jetzt vor unserer Haustür, in der Ukraine.

1945 erschütterte der Abwurf von 1 Atombombe mit einer Sprengkraft von 15 Kilotonnen TNT auf Hiroshima die Welt. Heute existieren ca. 13.000 atomare Sprengköpfe mit einer Sprengkraft von ca. 2.060.000 Kilotonnen TNT, was etwa 138.000 Hiroshima-Bomben entspricht.

Und neuere Forschungen haben ergeben, dass der lokale Atombombenabwurf nur der Anfang einer globalen Katastrophe ist. Die unvorstellbare Hitze der Kernspaltung – viermal so heiß wie das Innere der Sonne – verdampft in Sekunden die betroffenen Städte, Menschen, Gebäude, Tiere, und entfacht einen Feuersturm, der die gesamte Zivilisation des Angriffsziels in eine riesige Rauchwolke, den Atompilz, verwandelt. Millionen Tonnen Ruß steigen kilometerweit in den Himmel und verdunkeln ihn für Jahre, die Temperaturen fallen schlagartig ab, es kommt zu Missernten und globalen Hungersnöten. Mit weniger als 3% der weltweiten Atomwaffen könnte ein regionaler Atomkrieg, z.B. zwischen Indien und Pakistan oder auch in der Ukraine, allein durch die entstehende Hungersnot fast jeden dritten Menschen auf der Erde töten. Dabei berücksichtigen diese Szenarien Schäden durch den Rückgang der Ozonschicht und radioaktive Strahlung, den radioaktiven Fallout, toxische Belastungen und vieles mehr nicht (www.ipnw.de/commonFiles/pdfs/Atomwaffen/2022_Nukleare_Hungersnot_final_web.pdf).

„Wir müssen Atomwaffen vernichten, bevor sie uns vernichten.“

Mit diesen Worten eröffnete Antonio Guterres, Generalsekretär der Vereinten Nationen, am 21.06.2022 in Wien die 1. Konferenz über das UN-Abkommen zum vollständigen, weltweiten Verbot atomarer Waffen – Treaty for the Prohibition of Nuclear Weapons – TPNW.

Der TPNW, auf deutsch auch Atomwaffenverbotsvertrag genannt, verurteilt „unmissverständlich alle nuklearen Drohungen, seien sie nun direkt oder indirekt und ungeachtet der Umstände“. Seit dem 21.01.2021 ist der Atomwaffenverbotsvertrag ein völkerrechtlich verbindlicher Vertrag, der bisher von 91 Staaten unterzeichnet und 68 Staaten ratifiziert wurde. Die offiziellen und De-Facto-Atomwaffenmächte und die NATO-Staaten einschließlich Deutschland lehnen den Vertrag ab, auch die gegenwärtige Ampelkoalition. Die deutsche Bevölkerung aber nicht: 2016 unterstützten in einer Umfrage 93% ein Atomwaffenverbot.

„Atomwaffen sind unmoralisch, kostspielig und gefährlich – eine Welt frei von Atomwaffen (ist) nötig und möglich.“

Papst Franziskus, 21.06.22 in Wien

Weltweit werden pro Minute 160.000 € für Atomwaffen ausgegeben! (www.ipnw.de, www.ican.de)

Feuer, Sturm und Hunger treffen alle Menschen gleich, nicht aber radioaktive Strahlung. 2006 veröffentlichte die U.S. National Academy of Science die umfassendste Langzeitbeobachtung von Strahlenschäden – gemessen an den aufgetretenen Krebserkrankungen nach einer einheitlichen Exposition, die 60 Jahre umfassende Untersuchung der Hibakusha, der Überlebenden der Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki. Die Biologin Mary Olson differenzierte die Rate der Krebserkrankungen nach Altersgruppen und Geschlecht. Die meisten Krebserkrankungen traten bei den Hibakusha auf, die zur Zeit des Bombenabwurfes bis fünf Jahre alt waren, wobei Mädchen doppelt so häufig erkrankten wie Jungen, bei Exposition im Erwachsenenalter lag die Krebsrate der Frauen 50% höher als die der Männer. Bei gleicher Strahlendosis hat ein weiblicher Säugling ein zehnfach höheres Krebsrisiko als ein 30-jähriger Mann. Strahlenschutz und Atompolitik müssen diese Ergebnisse stärker berücksichtigen, denn

„atomare Strahlung schädigt Mädchen und Frauen stärker als Jungen und Männer“.

(weitere Infos: www.genderandradiation.org)

Und deshalb noch einmal: Wir müssen Atomwaffen vernichten, bevor sie uns vernichten.

Dr. med Ingrid Farzin, Bochum, Ärztin i. R., IPPNW. Ich bin gerne bereit über Atomkriegsgefahren und ihre Verhütung zu berichten, nach Absprache per Mail an ingrid-farzin@mailbox.org.

Impressum

Herausgeber:
AMOS e.V. c/o Rolf Euler
Cäcilienhöhe 32
45657 Recklinghausen
E-Mail: amos-ev@web.de

Redaktionsadresse:
AMOS c/o Hartmut Dreier
Schumannstr.6, 45772 Marl
Tel: 02365-42076
E-Mail: dreier.marl@freenet.de

Internet: <http://amos-zeitschrift.de> **E-Mail:** redaktion@amos-zeitschrift.de

Konto: AMOS IBAN: DE31 4305 0001 0033 3001 20 | BIC: WELADED1BOC
ISSN 1615 - 3278 **Erscheinungsweise:** 1 x vierteljährlich

Herausgabe & Redaktion: Wolfgang Belitz, Unna | Robert Bosshard, Oberhausen | Robina Cronauer, Herten | Hartmut Dreier, Marl | Rolf Euler, Recklinghausen | Friedrich Grotjahn, Bochum | Rolf Heinrich, Gelsenkirchen | Stefan Hochstadt, Essen | Hans Hubbertz, Recklinghausen | Ute Hüttmann, Marl | Jürgen Klute, Wanne-Eickel | Carl-D.A. Lewerenz, Bochum | Marion Lillig, Recklinghausen | Axel Lippek, Bochum | Anna Musinszki, Dortmund | Rebekka Scheler, Bochum | Hermann Schulz, Wuppertal | Peter Strege, Dortmund | Renate Wangelin, Bochum

Schwerpunktthema verantwortlich: Robina Cronauer, Rebekka Scheler

Endredaktion/Layout: Axel Lippek **AMOS Schriftzug:** Jochen Stankowski
Titelbilder 1983–2019: Manfred Walz

Druck: Halterner Druckerei GmbH,
www.halternerdruckerei.de **Einzelpreis:** 5,00 €
Papier: chlorfrei gebleichtes Papier **Abo-Preis:** 20,00 € jährlich inkl. Versand

AMOS kooperiert mit dem elektronischen Nachrichtendienst „ilex.de“ (Leipzig).

Irmgard Merkt

Frau und Musik

Mit der Rolle der Frau in der Musik war ich „irgendwie“ schon als Kind beschäftigt. Ich habe auf die Texte geschaut, die uns beigebracht wurden – und hie und da mit unspezifischen aber deutlichen Gefühlen der Aufsässigkeit reagiert. Die kindliche Empörung galt einem Lied, das ich zusammen mit einem Jungen solistisch vortragen durfte. Strophe 1, der Junge: *Überm Bach, unterm Bach, dort auf der Wiese, steht der Hansjörg und ruft: Komm, liebe Anneliese.* Strophe 2, das Mädchen: *Ist ja kein Weg und kein Steglein zu schauen, Wasser ist gar so tief, kann mich nicht trauen.* In der Erinnerung fehlt mir die Strophe 3, in der Hansjörg sinngemäß hilfreich in die Hände spuckt. Strophe 4, beide: *Eins zwei drei hopsassa, dann wird gesprungen, eins zwei drei hopsassa, schon ist's gelungen.*

Darauf, dass da ein Mädchen nur mit Hilfe des Jungen über den Bach springt, war ich schon mit fünf Jahren sauer. Später wurde mir immer deutlicher, dass Liedtexte Lebensbeschreibungen sind. Und genau auf das Leben einschwören, das sie beschreiben.

Als Musikstudentin sang ich die Liederzyklen von Robert Schumann, darunter Frauenliebe und -leben. *Ich will ihm dienen, ihm leben, ihm angehören ganz und finden verklärt mich in seinem Glanz.* So stellten sich Robert Schumann und Adalbert von Chamisso also das „liebende Weib“ vor. O je. Nun, das kann für Frau höchstens ein historisches Zitat sein – trotz Schumannscher Kompositionskunst. Lieber schon die Arien und Duette der Susanna aus Mozarts „Hochzeit des Figaro“. Sie ist eine der wenigen Opernrollen, wenn nicht die einzige, in der eine gewitzte Frau ihr Schicksal mit Herz und Hirn in die Hand nimmt. Ansonsten werden Frauen in Opern eher ermordet, verzichten auf Lebensglück, lassen sich statt des Geliebten erstechen oder stürzen sich in die Tiefe.

Studentenbewegung und Feminismus ab den 1970ern bewegten auch Studentinnen der Musikpädagogik und der Musikwissenschaft. Es entstand ein Arbeitskreis Demokratischer Musiker/innen ADM, der sich mit Musik, Gesellschaft und Liedtexten befasste. Beispiel Bänkellied von 1925: *Nicht weit von Dortmund liegt eine Zeche, genannt wird sie Minister Stein. Einhundertsechunddreißig Knappen, die büßten dort ihr Leben ein...* Was bedeutet ein Grubenunglück für das Leben der Frauen und Kinder, deren Ernährer umgekommen waren?

Studentenbewegung und Feminismus, das war DER Aufschwung und Anschlag für das Thema Frau und Musik. Liedermacherinnen und politische Ensembles thematisierten nun eine andere Frauenliebe und ein anderes Frauenleben. Schneewittchen, zerschlag deinen gläsernen Sarg – Sie erinnern sich? Der Liedermacher Walter Mossmann schrieb solidarisch die unvergessene „Ballade von der unverhofften Last“ und das ebenso unvergessene „Lied vom Hexenhammer“.

Musikwissenschaftlerinnen befassten sich mit Komponistinnen aus der Musikgeschichte. Eva Weissweiler veröffentlichte 1981 das Standardwerk „Komponistinnen aus 500 Jahren“. Dass Felix Mendelssohn-Bartholdy eine begabte Schwester hatte, wussten wir „irgendwie“, aber erst das Zitat aus dem Brief des Vaters an seine 15-jährige Tochter macht schlagartig deutlich, womit die junge Fanny zu kämpfen hatte: „Die Musik wird für ihn [Felix] vielleicht Beruf, während sie für dich stets nur Zierde, immer Bildungsmittel, Grundmaß Deines Seins und Tuns werden kann und soll.“ Eine Gesamtausgabe von Fanny's Werken steht im Übrigen immer noch aus ...

1979 gründete die Musikerin, Dirigentin und Autorin Elke Mascha Blankenburg in Köln den Internationalen Arbeitskreis Frau und Musik e.V., in dem ich jahrelang Mitglied war. Zehn Jahre später entstand unter ihrem federführenden Einsatz die Internationale Komponistinnen-Bibliothek in Unna, die nicht nur Werke von Komponistinnen sammelt, sondern auch Konzerte veranstaltet.

Ansonsten ist es immer das Gleiche: Frauen sind als Musikerinnen in jedem Genre gut. Komposition. Instrumentalspiel. Dirigieren. Und so weiter. Aber sie reden nicht so laut darüber, sondern machen ihre Sache. Im Kontext Musik und Inklusion ist es dasselbe. Die bundesweit beste inklusive Bigband „just fun“ wird von Claudia Schmidt in Bochum geleitet, ebenso das bundesweit auftretende Tanzorchester Paschulke. Leiten heißt nicht einfach dirigieren, sondern Stücke arrangieren, für jedes Ensemblemitglied die passende Stimme schreiben, die Proben und Auftritte mit den „behinderten“ und „nicht-behinderten“ MusikerInnen organisieren. Eigentlich sind das zwei bis drei Fulltimejobs. Arrangement, Management, Dirigat.

Das Lebenswerk der Frauen, die das Thema Frau und Musik in Gesellschaft und Musikwelt präsent gemacht haben und immer noch präsent machen, umfasst bei genauerem Hinsehen mindestens zwei Leben. Chapeau! Einerseits. Und: So kann das nicht bleiben!

P.S. Kürzlich fand ich in der Süddeutschen Zeitung diesen Artikel: *New Swing. Die Schlagzeugin Terri Lyne Carrington kämpft für einen „Jazz ohne Patriarchat“ – mit einem Notenbuch nur von Musikerinnen.* Wir sind also immer noch auf dem Weg.

Irmgard Merkt (sie/ihr), Professorin an der TU Dortmund. Heute im Unruhestand. Lebensthema: Musik und Menschen mit Behinderung. Aktuelles Projekt: *Europa InTakt2022. Classic goes digital.*



Raphaela Gilles

consentire

„Denn wo ich herkam, war der Sex nie einvernehmlich“, so die erste Zeile eines neuerschienenen Liedes aus der deutschsprachigen Rap-Szene. Erschreckend, wie beinahe beiläufig auf ein so bedeutsames und so schwerwichtiges Thema aufmerksam gemacht wird. Einvernehmlichkeit – verstanden als Zustimmung aller betroffenen Personen einer sozialen Situation – wird in den sozialen Medien vor allem durch den synonymen Begriff „Konsens“ ausgedrückt.

Unter dem Hashtag #konsens finden sich auf Instagram 4,5 Tausend Posts, darunter Buchempfehlungen, Statistiken zu sexualisierter Gewalt oder Hinweise zu Infoveranstaltungen. In Zeiten einer Hochkonjunktur sexueller Belästigungstatsachen (nicht Vorwürfen!) und der 2017 aufgekommenen #metoo-Bewegung bedarf es einer dezidierten Thematisierung von Konsens, der eigentlich als selbstverständlich gelten sollte. Der Instagram-Account „@6arbeiterin“ verweist dabei auf die Notwendigkeit, Konsenspraxis zu leben, betont aber zugleich, dass Konsens nicht sexy sein muss. Auch eine emotionale Verbundenheit sei kein Freifahrtschein, einfach zu agieren, ohne nachzufragen.

Ja, es mag komisch klingen, sich nach Konsens zu erkundigen, aber „fragen kostet nichts“ – und man kann damit nur gewinnen. Um persönlich zu sprechen: „Ist das okay für dich?“, „Gefällt dir das?“ oder auch „Darf ich xy tun?“ sind nur wenige Exemplare für die Möglichkeiten, Konsens herzustellen. Und ehrlicherweise wird der Moment durch diese Fragen für mich nicht zunichtegemacht, sondern ich fühle mich in meinem Dasein wertgeschätzt, respektiert und gesehen. Es zeigt mir, dass einer Person mein Wohlbefinden am Herzen

liegt, dass sie sich für mein Empfinden interessiert und genau das ist es, was bisweilen zu einer intensiveren Verbundenheit führt.

So romantisierend das Konzept des Konsenses auch sein mag, so zentral ist es, die Auswirkungen von nicht-einvernehmlichen Handlungen oder Situationen nicht aus dem Blick zu verlieren, gerade dann nicht, wenn sich dahinter ein strukturelles Problem verbirgt. Denn wie kann es sein, dass vor allem weiblich gelesene Personen Konsensarmut erfahren? Wieso wurde Betroffenen jahrelang kein Gehör verschafft? Warum wird das Opfer als Täterin dargestellt? Warum will in subjektiver Wahrnehmung kaum ein Mensch sehen, wie erniedrigend es ist, sich als Frau selbst die Schuld für Übergriffe zu geben, weil das System weiterhin versagt? Gesellschaft und auch Politik müssen dafür sensibilisiert werden, wie drastisch von sexueller Gewalt und Belästigung betroffene Personen physisch und/oder auch psychisch unter diesen Erlebnissen leiden – zum Teil auch jahrelang.

Dazu gehört auch, Täter*innen juristisch zur Rechenschaft zu ziehen, denn bei Gewalt in jeglicher Form handelt es sich niemals nur um ein Kavaliärsdelikt. Wir benötigen weitere Anlaufstellen, niedrigschwellige Informations- und Bildungsangebote und ein Bewusstsein für das Ausmaß dieser Thematik. Aber wir dürfen auch nicht vernachlässigen, wie viele Frauen bereits laut geworden sind, ihre Geschichten geteilt haben trotz der Angst, mit negativen Konsequenzen rechnen zu müssen. Es erfordert (leider) Mut, diesen Schritt zu wagen und über diese traumatisierenden Erlebnisse zu sprechen. Die Öffentlichkeit scheint bereiter zu sein, sich dieser Geschichten anzunehmen, wobei es an vielen Stellen bereits an einer verständnisvollen Haltung in der Familie oder dem Bekanntenkreis fehlt. Vielleicht fühlt sich der ein oder die andere Leser*in angesprochen, sich für betroffene Personen einzusetzen, eigene Denkmuster zu reflektieren und aus eingestauten Ansichtsweisen auszubrechen.

Der Artikel endet nicht mit einem Plädoyer, sondern im Sinne erziehungswissenschaftlichen Denkens mit zwei kurzen Wissenshäppchen: Ja heißt Ja. Und Nein heißt Nein.

Empfehlungen

Instagram-Account „@6arbeiterin“
 Instagram-Account „@comprehensiveconsent“
 Podcastfolge „0630 Spezial: 5 Jahre nach #metoo – Was ein Hashtag bis heute (nicht) verändert hat“ vom 08.10.2022 (<https://www1.wdr.de/mediathek/audio/wdr/0630bywdraktuell/index.html>)
 Arbeiten der amerikanischen Forscherin PhD Kristen N. Jozkowski (Kinsey Institute, Indiana University)
 Pinkstinks Germany – Magazin, Kampagnenbüro und Bildungsorganisation gegen Sexismus (<https://pinkstinks.de/>)

Raphaela Gilles, sie/ih, Studentin der Erziehungswissenschaft und Evangelischen Theologie, lässt sich von der Liebe treiben.

Laron Janus

Menschenort 54**Queeres Jugendforum Herne**

Es ist 18 Uhr an einem Montag, der siebte Tag im November. Das Wetter ist immer noch viel zu warm für diese Jahreszeit. Auf den Tischen im H2Ö, dem neu eröffneten Stadtteilzentrum am Hölkeskampring 2 in Herne, stehen zwei große Tüten. Wasser von einem kurzen, wenig ergiebigen Regenschauer perlt noch von ihren Außenseiten ab. Beide sind bis zum Rand gefüllt, in einer häufen sich Skelette, Glitzergirlanden, Masken und Perücken aufeinander. Dazwischen schmiegen sich Teddystoffe, Tüll und Abschminktücher, zwei Tutus quellen zwischen den Kartons hervor und hängen forsch über den Taschenrand in den Raum hinaus. In der zweiten Einkaufstasche stapeln sich Kartons mit Piccolini-Pizza.



Es ist eine Halloween-Party, die heute ansteht. Wie immer ist in der Chatgruppe des Queeren Forums darüber diskutiert worden, was im Rahmen dieser Halloween-Party geschehen solle. Nicht zum ersten Mal ist das Ergebnis der Diskussion nicht zwingend, aber es gab einige Vorschläge, die auf Gegenliebe gestoßen sind und sich heuer deswegen realisiert finden. Eine Handvoll Teilnehmer*innen ist schon aufgeschlagen, auch ein neues Gesicht ist dabei. Es gibt also Pizza, aber: Das Backpapier lässt sich nicht finden. Viele Hände und Blicke tauchen emsig durch die Schubladen der Küche des H2Ö – alles hier riecht noch frisch, das Haus ist erst in diesem Jahr eingeweiht worden – niemand kennt sich hier schon so richtig aus.

In den ersten drei Jahren des Forums traf man sich alle zwei Wochen im Pluto in der Wanne-Eickeler Wilhelmstraße. Doch seit diesem Jahr finden die Treffen jede Woche statt, immer im Wechsel: Diese Woche Montag in Herne, nächste Woche Donnerstag in Wanne-Eickel, danach wieder in Herne usw.. Man muss sich also noch ein bisschen orientieren, hier in diesen neuen Mauern. Nachdem das Backpapier dann schlussendlich doch unter den brutzelnden Pizze im Ofen liegt, ist der Aufschlag zur Party getan. Der Duft von backendem Käse beruhigt die aufgekratzten Gemüter, für das leibliche Wohl und damit für eine gelungene Grundlage des Abends ist gesorgt.

In den folgenden Minuten werden die Räume des Jugendbereiches mit den Girlanden ausgekleidet, ein Monopolybrett macht sich auf dem Tisch breit, die Bank verteilt das Geld und alle Leute kommen auf den Sofas zusammen – die Gespräche unter zwei Augen verstummen, die letzten Selfies vor dem vollen Novembermond werden gemacht – dann beginnt eine Monopolyparty, die den Rest der Gruppenstunde erfüllen wird.

Freilich ist nicht jedes Treffen des Queeren Forums eine Party, genauso wenig wird jedes Mal eine gemeinsame Ak-

tivität verfolgt. Zwar reihen sich immer wieder Ausflüge und Unternehmungen in die allwöchentlichen Treffen ein – Mini-golfen, Kinobesuche, Drag-Workshops, etc. – aber eigentlich stehen andere Dinge im Zentrum des Projektes:

Zuvorderst geht es darum, dass die Verwendung der finanziellen Mittel des Forums stets durch die Jugendlichen selbst mitentschieden wird, der ‚Jahreshaushalt‘ wird immer durch die Teilnehmer*innen mitbeschlossen, das Programm entsteht in einer Co-Kuration von (Beg-)Leitung und Teilnehmenden.

Ein ganz zentrales Anliegen des Gruppenangebotes ist die Förderung der Herausbildung eines positiven Selbstbezuges für Menschen, die lesbisch, schwul, bi, trans*, nicht-binär etc. sind – in allen Aspekten ihres Seins. Das Kennenlernen von und Sich-Vernetzen mit anderen Menschen in ähnlichen Situationen soll dabei wesentlich mithelfen.

Des Weiteren ist das Queere Jugendforum nicht nur ein Angebot der offenen Jugendarbeit unter anderen, es hat einen spezifischen Schwerpunkt, nämlich die Arbeit mit LGBTQ-Menschen zwischen 14 und 27 Jahren. Es ist damit das einzige Angebot für junge queere Menschen im gesamten Herner Stadtgebiet. Seine konkrete Ausgestaltung berücksichtigt dabei die besonderen Bedürfnissituationen von Menschen, die an ganz unterschiedlichen Punkten ihrer Coming-Out-Prozesse stehen. Es wird auf einen diskriminierungssensiblen Umgang miteinander geachtet, das Sich-Ausprobieren wird emphatisch begrüßt. Manche Teilnehmenden ziehen sich zu Beginn der Treffen um, manche schminken sich, viele können (nur) hier mal so richtig sie selbst sein – das heißt: Mit den gewünschten Namen und Pronomen angesprochen werden oder über Liebe und Begehren sprechen, die im schulischen, familiären oder beruflichen Kontext tabuisiert werden.



Das Queere Jugendforum wurde 2019 von Laron Janus gegründet und wird durch das Programm „Demokratie Leben!“ des BMFSFJ finanziert. Ab 2023 wird das Forum durch die jetzige Mitarbeiterin Antonia Diez hauptverantwortlich weitergeführt, Laron bleibt dem Projekt als Mitarbeiter allerdings weiterhin erhalten. Seit der Gründung des Forums zeigt sich wiederholt Gesprächs-, Weiterbildungs- und Steuerungsbedarf in vielen Institutionen innerhalb des gesamten Herner Stadtgebietes.

Laron Janus, er, geb. 1992, seit 2013 lebt, arbeitet und studiert L. im mittleren Ruhrgebiet in den Bereichen Theater, Jugendarbeit, partizipative kulturelle (Stadt-)Entwicklung und Queerness.

AMOS-ABO**Ich bestelle ein AMOS-ABO**

gegen eine Kostenbeteiligung von 20,- € pro Jahr.

Rechnungsanschrift (AbonnentIn)

Name _____
 Straße _____
 PLZ/Ort _____
 Datum _____ Unterschrift _____

Lieferanschrift (falls von Rechnungsanschrift abweichend)

Name _____
 Straße _____
 PLZ/Ort _____

Zahlungsweise

- Verrechnungsscheck über 20,- € liegt bei
 Überweisung über 20,- € ist erfolgt
 am _____ an **AMOS**, Marl,
 IBAN: DE31 4305 0001 0033 3001 20
 BIC: WELADED1BOC

Mir ist bekannt, dass ich diese Bestellung innerhalb einer Woche widerrufen kann. Laut Gesetz bestätige ich dieses Wissen mit meiner Unterschrift: _____

ausschneiden und einsenden an Hartmut Dreier, Adresse s. Impressum

S.G.

Frauen, Leben, Freiheit: Darum geht es gerade im Iran

Überall und ununterbrochen finden im Iran Proteste statt, seitdem Mahsa Jina Amini, eine 22-jährige kurdische Frau, die in Teheran bei ihren Verwandten zu Besuch war, am 16. September in der Haft der sogenannten „Sittenpolizei“ starb. Mittlerweile darf man es eine „Revolution“ nennen, weil die Protestierenden schon von Anfang an einstimmig eins verlangt haben: den Niedergang der „islamischen Republik“. Diese Revolution wird in erster Linie von der zentralen Rolle der Frauen gekennzeichnet.

Auf Mahsas Trauerfeier wurde die Parole „Frauen, Leben, Freiheit“ gerufen und sie wurde zur Hauptparole der Revolution. Ihren Ursprung hat sie in den Freiheitsbewegungen der kurdischen Frauen in der Türkei. Danach wurde sie von den Frauen in Rojava, Syrien in ihrem Kampf gegen das Assad-Regime und für ihre Unabhängigkeit gerufen. Die Parole drückt den Wunsch nach einer neuen Gesellschaftsordnung aus, in der das Leben und die Freiheit aller Bürgerinnen und Bürger gesichert werden und die Frauen und Männer gleichberechtigt sind. Der Platz, den das Wort „Frau“ dabei neben Leben und Freiheit besitzt, ist sinnbildlich für den Status, der den Frauen in der patriarchalen Ordnung beraubt wurde. Diese Parole sagt aus, dass die Frauen nun endlich diesen Status zurückerlangen wollen.

Unter dem islamischen Regime im Iran haben die Frauen viel mehr als die Männer gelitten. Abgesehen davon, dass sie etwa kein Sorgerecht haben und ihre Zeugenschaft vor Gericht nur die Hälfte der Zeugenschaft eines Mannes wert ist, werden ihre Körper als der Manifestationsort der islamischen Staatsideologie von dem Regime als Geisel genommen.

Das Regime im Iran hat sich „islamische Republik“ genannt: eine einzigartige Kombination, weil der „islamische“ Teil auf dem Glauben basiert, nur Gott könne über ein „schiitisches“ Volk herrschen. Diese Herrschaft wird von einem geistigen Oberhaupt vertreten, der den zwölfsten schiitischen Imam in der Zeit seiner Abwesenheit ersetzt. Als der Vertreter von Muhammads Familie auf der Erde ist das Oberhaupt der Hauptträger der Entscheidungen, inklusive der Entscheidung darüber, wer für die „demokratischen“ Wahlen kandidieren darf. Die „Republik“ meint hier also nur die Freiheit der Bürger, unter den vom Oberhaupt vorgewählten Kandidaten zu wählen. Diese Art von Diktatur, die nur den Schein einer Demokratie hat, kann nur unter der Bedingung fortauern, dass sich die Mehrheit mit ihren islamisch-ideologischen Werten konform zeigt. Wenn die Nicht-Gläubigen oder die Bürger, die den islamischen Regeln selektiv folgen, nicht mehr die Erscheinungen eines festen Glaubens im Öffentlichen tragen, dann wäre die Herrschaft solch eines Regimes nicht mehr legitim.

Und die Erscheinungsorte dieser ideologischen Werte sind die Körper der Frauen. Aus diesem Grund wurden die Körper der Frauen im Iran als politische Objekte behandelt und vielen Einschränkungen unterzogen, wie etwa Zwangsverschlei-

erung, Verbot von Fahrrad- und Motorradfahren, Verbot von Singen und Tanzen in der Öffentlichkeit, Verbot von freien sexuellen Beziehungen usw.

Das Bild von eingeschränkten weiblichen Körpern, die durch die Massenmedien in diese Gesellschaft wiedereingeführt wird, ist eine künstliche Bestätigung der Behauptung, die Mehrheit in dieser Gesellschaft seien gläubige und konforme Schiiten und dadurch sei das Weiterbestehen des aktuellen Regimes legitim. Das stimmt aber nicht und die Iraner wollen endlich in einer säkularen Demokratie leben. Dabei müssen vor allem die Frauen, deren Körper seit 43 Jahren unter staatlicher Einschränkung stehen, endlich befreit werden. Für diese Freiheit kämpfen gerade die Frauen und Männer im Iran nebeneinander. Die nicht-gläubigen Frauen zünden ihre Kopftücher auf den Demonstrationen an oder sie tanzen abends, zusammen mit den Männern, auf den Straßen. Dadurch erlauben sie ihren niedergedrückten Körpern, den städtischen Raum wieder frei zu besetzen.



Foto: Quelle: <https://www.radiozameh.com/740032>

der Revolution wurden in den letzten zwei Monaten wichtige feministische Kollektive, vor allem in den systematisch benachteiligten Grenzstädten des Landes wie Sistan-Balutschistan, in Existenz gerufen und sie haben viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Die Revolution hat aber leider auch düstere Seiten, da das Regime sich vor allem an den Frauen rächen will. Armita Abbasi wurde beispielsweise von den Anhängern des paramilitärischen Basidsch inhaftiert und vergewaltigt. Yalda Aghafazli, eine 19-jährige Frau, hat nach ihrer Befreiung von einer 11-tägigen Haft Selbstmord begangen und niemand weiß, was sie alles erlitten hat. Das sind nur zwei Namen unter den hundert Männern, Frauen und Kindern, die seit dem 16. September vom islamischen Regime festgenommen, gefoltert und getötet wurden. Trotz dieser Grausamkeiten ist aber eins klar: Die iranische Bevölkerung hat sich diesmal getraut, eine Zukunft ohne die „islamische Republik“ vorzustellen. Das würde viel Arbeit für alle Bürgerinnen und Bürger bedeuten, sie sind aber bereit, den Preis für Frauen, Leben und Freiheit zu zahlen.

S. G., eine Wissenschaftlerin aus dem Iran, die wegen der Sicherheit ihrer Familie, die noch im Iran lebt, anonym bleiben möchte. Sie lebt schon seit zehn Jahren in Deutschland und schließt bald ihre Promotion ab.

ZWURF

Sieglinde Weinbrenner – 12.11.2022

Christliches Engagement in Palästina am Beispiel des Auguste Victoria Hospitals des Lutherischen Weltbundes in Jerusalem

Das Auguste Viktoria Hospital (AVH) auf dem Ölberg in Ostjerusalem befindet sich seit 1950 im Besitz des Lutherischen Weltbundes (LWB). Zunächst hatte das AVH mit UNRWA, dem UN-Hilfswerk für palästinensische Flüchtlinge, zusammengearbeitet. Ab Mitte der 90er Jahre, als UNRWA begann, mit der neu gegründeten Palästinensischen Behörde (PA) zusammenzuarbeiten, durchlief das AVH einen Veränderungsprozess. Heute ist das AVH ein auf Krebsbehandlung spezialisiertes Krankenhaus, das Strahlen- und Chemotherapie anbietet – als einziges Krankenhaus für fünf Millionen Palästinenserinnen und Palästinenser im Westjordanland und im Gazastreifen. Es ist für sie auch das einzige Krankenhaus mit einer Kinderdialyseabteilung. Rund 38% der Patient*innen stammen aus Gaza. Das AVH hat 171 Betten, zudem kommen täglich mehrere Hundert ambulante Patient*innen zur Chemo- oder Strahlentherapie bzw. Dialyse. 2021 wurden mehr als 12.400 Patientinnen und Patienten behandelt. Der Gazastreifen ist nur etwa 1,5 Stunden Fahrzeit von Jerusalem entfernt. Dennoch werden ambulante Patienten und Patientinnen mit ihren Begleitpersonen für die Zeit ihrer Behandlung in Hotels auf dem Ölberg untergebracht, da sie aufgrund des komplizierten Genehmigungssystems der israelischen Sicherheitsbehörden nicht über Nacht nach Hause können.

Seit Jahren schon kämpft das AVH mit einer chronischen Finanzierungskrise, das betrifft auch andere Ostjersalemer Krankenhäuser sowie die Krankenhäuser im Westjordanland. Das Palästinensische Gesundheitsministerium fungiert wie eine Krankenversicherung. Es bezahlt Rechnungen für Patient*innen, die es zur Behandlung an das AVH überwiesen hat, aber leider nur mit erheblicher Verzögerung. Im letzten Jahr wurde diese Krise dadurch verschlimmert, dass die Zahlungen der EU-Kommission an die PA ausblieben und damit auch die bereits bewilligten zweckgebundenen Mittel für die Ostjersalemer Krankenhäuser. Verantwortlich dafür war der ungarische EU-Kommissar Olivér Várhelyi. Er machte die Auszahlung von einer Revision zweier palästinensischer Schulbücher abhängig: Das deutsche Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung hatte bei einer Untersuchung von insgesamt 178 palästinensischen Schulbüchern bei zwei Büchern Antisemitismus moniert. Er nahm dies zum Anlass, etwa 230 Mio. Euro an humanitärer Hilfe zurückzuhalten. Für das AVH und seine Patient*innen hatte diese Politisierung der eindeutig zweckgebundenen Mittel katastrophale Folgen: Der Anteil, den das AVH von diesen Hilfsgeldern erhält, finanziert die Behandlung von Krebspatient*innen für 2–3 Monate. Seit September 2021 musste das AVH die Behandlung von über 500 Patient*innen, die neu an Krebs erkrankt waren, ablehnen, da die Bezahlung der teuren Medikamente nicht gewährleistet werden konnte. Damit sind noch nicht die Kranken erfasst, die gar keine Überweisung aufgrund der fehlenden Gelder erhalten haben. Zudem stand auch die Fortführung der chemotherapeutischen Behandlung von über 600 Patient*innen in Frage. Mittlerweile sind die Gelder der EU für 2021 zwar ausgezahlt, aber die gesundheitlichen Folgen für die Betroffenen sind nicht reversibel.

Die Krise hatte aber auch andere Effekte. Aufgrund seiner traditionsreichen Bedeutung für die Palästinensische Bevölkerung als Landmarke für Solidarität und Fürsorge gab es viel internationale Aufmerksamkeit und auch Unterstützung durch private Spender*innen. Das so angeregte politische Interesse, die Unabhängigkeit und Leistungsfähigkeit der Krankenhäuser in Ostjerusalem zu stärken für ihre jetzigen und wachsenden Aufgaben – z.B. auch die notwendige und vielfach im Westjordanland und in Gaza nicht vorhandene medizinische Präsenz – lässt Hoffnung aufkeimen. Eine im Juli vom US-Präsidenten angekündigte 100-Millionen-Dollar-Spende für das Krankenhausnetzwerk in Ostjerusalem wurde Teil einer größeren Förderinitiative, die auch die Staaten des Nahen Ostens und andere Staaten zur finanziellen Beteiligung aufruft, um die laufenden und weitere dringende Aufgaben zu bewältigen. So gibt es schon lange Pläne und Genehmigungen für ein zweites AVH-Krankenhaus auf dem Campus, das der Palliativ- und intensiven Altenpflege dienen soll. Da die Kosten für Bau und Ausstattung während der Coronazeit kräftig gestiegen sind, muss nun eine neue Finanzierungsquelle gefunden werden. Es wäre ein echter Aufbruch zur Erweiterung der medizinischen Versorgung der palästinensischen Bevölkerung, wenn sich dieser Plan realisieren lässt.

Eine besondere Sorge der Mitarbeitenden des AVH gilt den an Krebs erkrankten Kindern aus dem Gazastreifen, denn deren Heilungschancen sind sehr hoch, wenn sie frühzeitig behandelt werden. Wegen der israelischen Sicherheitschecks an den Kontrollstellen haben aber auch Kinder bis zu ihrer ggf. langen Behandlung und für jeden einzelnen Behandlungszyklus mit Wartezeiten zu rechnen. Gerade für junge Eltern ist das häufig ein Problem, weil sie als höheres Sicherheitsrisiko eingeschätzt werden. In den allermeisten Fällen bekommen Mütter die Einreisegenehmigung – oder es kommen Großmütter, andere Verwandte oder auch Nachbarn mit den Kindern nach Jerusalem. In der langen Zeit hier leiden die kranken Kinder an Schmerzen und auch dem Fehlen ihrer ganzen Familie – und die Belastung aller Beteiligten ist groß. Auch hier hat sich in den letzten Jahren an vielen Stellen ein Bewusstsein dafür entwickelt, dass Patient*innen im Gazastreifen besseren Zugang zur Krebsbehandlung brauchen.

Mit Bundesmitteln durch die Diakoniekatastrophenhilfe baut der Lutherische Weltbund/Auguste Victoria Hospital zusammen mit dem Ahli Arab Hospital ein Krankenhaus der anglikanischen Kirche in Gazastadt auf – ein Diagnostikzentrum, das sich auch der Ausbildung von medizinischem Personal in Gaza widmen soll. Dadurch sollen u.a. durch die frühere Diagnostik in der Krebsfrüherkennung vor Ort bessere Heilungschancen für die Bevölkerung ermöglicht werden.

Sieglinde Weinbrenner ist die LWB-Repräsentantin in Jerusalem. Ihr kompletter Vortrag, gehalten in Villigst am 12.11.2022 beim Regionaltag Westfalen des Jerusalemvereins, ist zu finden auf der AMOS-Homepage: www.amos-zeitschrift.de – wie weitere aktuelle Texte.

Literaturtipps zu Palästina sind hier im Heft auf S. 9.

AMOS – erscheint aus guten Gründen seit 1968 im Ruhrgebiet

ISSN 1615 – 3278

Postvertriebsstück: Gebühr bezahlt

Herausgeber: AMOS e. V., Marl

c/o Rolf Euler, Cäcilienhöhe 32, 45657 Recklinghausen

E-Mail: amos-ev@web.de

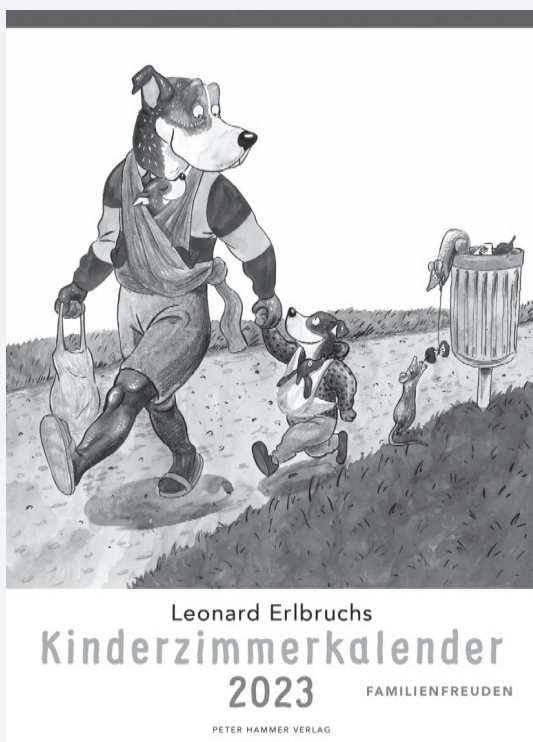
Internet: <http://www.amos-zeitschrift.de>

— K 12123 —



Familienfreuden

Ein Kalender für die ganze Sippe



Leonard Erlbruchs Kinderzimmerkalender 2023

Familienfreuden

13 Blätter

Format 42 x 59 cm

€ 22,-

ISBN 978-3-7795-0679-9

Mit 13 Bildern aus dem turbulenten Familienalltag sorgt Leonard Erlbruch für gute Laune – nicht nur im Kinderzimmer!



PETER HAMMER VERLAG

Mehr Infos zum Programm: www.peter-hammer-verlag.de